Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Fünfter Theil.

Augsburg, 1845.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der dreizehnte Februar.

Erstes Kapitel.

Das Haus in der Straße Saint=François.

In die Straße Saint=Gervois durch die Straße Doré (im Marais) tretend, befand man sich, zur Zeit dieser Geschichte, gegenüber einer ungemein hohen Mauer aus schwarzen und durch die Jahre verwitterten Steinen; diese Mauer, schier die ganze Länge dieser öden Straße entlang sich hindehnend, diente einer Terrasse zur Widerlage, welche von hundertjährigen, auf diese Art gepflanzt das Straßenpflaster um mehr als vierzig Fuß überragenden Bäumen umschattet war; durch ihr dichtes Geäste erschienen der steinerne Giebel, das spitzige Dach, und die hohen Ziegelschornsteine eines uralten Hauses, dessen Eingang in der Straße Saint=François, Nro. 3, nicht weit von der Ecke der Straße Saint=Gervais gelegen war. Es gab nichts trübsinnigeres, als das Aeußere dieser Behausung: auch auf dieser Seite war eine sehr hohe Mauer, durchbrochen von zwei oder drei schießschartenförmigen, furchtbar vergitterten Lichtöffnungen. Ein Hausthor von massivem Eichenholze, mit Eisen beschlagen, mit gewaltigen Nägel=

köpfen gestirnt, dessen ursprüngliche Farbe seit langer Zeit unter einer dichten Kruste von Schmutz, Staub und Rost verschwand, rundete sich oben, und schmiegte sich an den Bogen einer gewölbten Thüröffnung, einer tiefen Arcade gleich, von so mächtiger Dicke waren die Mauern; in dem einen der breiten Flügel dieses massiven Thores, öffnete sich eine zweite kleine Thüre, welche dem Juden Samuel, dem Aufseher dieses düsteren Hauses, zum Eingange diente. Nach überschrittener Schwelle kam man zu einer, durch das an die Straße stossende Gebäude gebildeten Wölbung. In diesem Gebäude befand sich Samuels Wohnung; die Fenster gingen auf einen inneren, sehr geräumigen, durch ein Gitter begrenzten Hof hinaus, hinter welchem man einen Garten sah. In der Mitte dieses Gartens erhob sich ein zweistöckiges Haus von Bruchsteinen, so wunderlich erhöht, daß man eine Freitreppe, oder vielmehr eine Doppeltreppe von zwanzig Stufen erklimmen mußte, um zu der seit hundertundfünfzig Jahren vermauerten Eingangsthüre zu gelangen. Die Fensterläden der Kreuzstöcke dieses Hauses waren durch breite und dicke, hermetisch verlöthete, und durch eiserne in den Stein eingemauerte Rahmen befestigte Bleiplatten ersetzt worden. Noch mehr: um Luft und Licht vollständig abzuhalten, und auf diese Art jede innere oder äußere Beschädigung zu verhüten, war das Dach mit dicken Bleiplatten bedeckt worden, so wie auch die Oeffnung der hohen, vorher verstopften und vermauerten Ziegelschorn-

steine. Man hatte das nämliche Verfahren zur Verschließung eines kleinen, viereckigen, auf dem Firste des Hauses gelegenen Belvedere angewendet, sein mit Fensterscheiben versehenes Gehäuse mit einer Art an das Dachwerk gelötheten Kappe überdeckend. Nur war, in Folge einer sonderbaren Laune, jede der vier Bleiplatten, die, nach den vier Himmelsgegenden gewendet, die Seitenflächen dieses Belvedere verhüllten, mit sieben in Kreuzesform geordneten, kleinen runden Löchern durchbrochen, die man von Außen leicht erkannte. Ueberall sonst waren die verlötheten Füllungen der Kreuzstöcke durchaus dicht. Vermöge dieser Vorsichtsmaßregeln und des soliden Baues dieses Hauses, waren kaum einige äußere Ausbesserungen nöthig geworden, und die der Einwirkung der äußeren Luft völlig entzogenen Gemächer, mußten seit anderthalb Jahrhunderten eben so unversehrt seyn, wie zur Zeit ihrer Verschließung. Der Anblick rissiger Mauern, wurmstichiger und zerbrochener Fensterläden, eines halb eingestürzten Dachwerkes, und von Mauerkraut durchrankter Kreuzstöcke, wäre vielleicht minder trübselig gewesen, als der Anblick dieses steinernen, eisen- und bleibeschlagenen, wie ein Grab verwahrten Hauses. Der gänzlich aufgegebene Garten, welchen der Aufseher Samuel nur zum wochentlichen Nachsehen betrat, zeigte, besonders im Sommer, ein unglaubliches Gewirr von Schmarotzerpflanzen und Gesträuchen. Die Bäume, sich selbst überlassen, hatten nach allen Richtungen hin getrieben, und ihre Zweige ineinander ge-

flochten; einige entartete Weinstöcke, durch Schößlinge fortgepflanzt, zuerst auf dem Boden bis zum Fuße der Bäume kriechend, hatten dann deren Stämme erklimmt, umschlungen, und über die höchsten Zweige das unentwirrbare Netz ihrer Ranken geworfen. Durch diesen Urwald konnte man nur auf einem Fußpfade gelangen, vom Aufseher angelegt, um vom Gitter in das Haus zu kommen, dessen wegen des Ablaufes der Wasser leicht geneigte Zugänge, in einer Breite von etwa zehn Fuß sorgfältig mit Steinplatten belegt waren. Ein anderer kleiner, die Ringmauer entlang erhaltener Rundweg, wurde allnächtlich von zwei oder drei ungemein großen Pyrenäenhunden bewacht, deren treue Race sich gleichfalls seit anderthalbhundert Jahren in diesem Hause fortgepflanzt hatte. So war das den Abkömmlingen der Familie Rennepont zur Zusammenkunft bestimmte Gebäude beschaffen.

Die Nacht, welche den 12. vom 13. Februar trennte, neigte sich bald zu Ende. Die Windstille war dem Sturme gefolgt; der Regen hatte aufgehört; der Himmel war rein, sternenhell; der Mond, im Abnehmen, strahlte im milden Glanze, und warf ein melancholisches Licht auf diese verlassene, schweigsame Behausung, deren Schwelle seit so vielen Jahren kein menschlicher Fuß überschritten hatte. Ein lebhafter Schimmer, durch eines von den Fenstern der Wohnung des Aufsehers schlüpfend, zeigte, daß der Jude Samuel noch wach sei. Man stelle sich ein ziemlich weiträumiges Zimmer vor,

von oben bis unten mit altem durch Alter braun, fast schwarz gewordenen Getäfel von Nußbaumholz ausgelegt; zwei halb erloschene Feuerbrände rauchen auf dem Herde inmitten erkalteter Asche; auf dem Gesimse dieses steinernen granitgrau angestrichenen Kamines, sieht man einen alten eisernen Leuchter mit einem dünnen, von einem Löschhütchen überragten Lichte, und daneben ein Paar doppelläufige Pistolen und einen Hirschfänger mit scharfgespitzter Klinge, dessen ciselirter Broncegriff dem siebenzehnten Jahrhunderte angehört; ferner war ein schwerer Karabiner an einen Pfeiler des Kamines gelehnt. Vier Schemel ohne Lehnen, ein alter Schrank von Eichenholz und ein viereckiger Tisch mit gewundenen Füßen, waren die einzigen Meubeln dieses Zimmers. An dem Getäfel hingen Schlüssel von verschiedener Größe in symetrischer Reihe; ihre Form zeugte von ihrem Alter; an ihren Ringen waren ververschiedene Bezeichnungszettel befestiget. Die geheime bewegliche Rückwand des alten Eichenholzschrankes hatte man auf einer Fuge zur Seite geschoben, und man gewahrte, in die Mauer eingesetzt, einen breiten und tiefen eisernen Kasten, dessen offener Deckel das wundersame Getriebe eines jener florentinischen Schlösser des sechzehnten Jahrhunderts zeigte, die besser als alle modernen Erfindungen der Erbrechung trotzten, und übergieß, nach den Ansichten jener Zeit, mittelst eines dicken Unterfutters von Asbestleinwand, durch Golddrähte ziemlich weit von den Wänden des Kastens gehalten,

im Falle eines Brandes die eingeschlossenen Gegenstände unverbrennlich machten. Ein großes Kästchen von Cedernholz, aus jenem Kasten genommen und auf einen Schemel gestellt, enthielt zahlreiche, sorgfältig geordnete und mit Bezeichnungszetteln versehene Papiere. Bei dem Scheine einer kupfernen Lampe ist der alte Aufseher Samuel beschäftiget, in ein kleines Verzeichniß zu schreiben, was Bathseba seine in einer Schreibtafel lesende Frau, ihm ansagt. Samuel war damals ungefähr zweiundachtzig Jahre alt, und ungeachtet dieses hohen Alters, bedeckte ein Wald von grauen und krausen Haaren seinen Kopf. Er war klein, mager, nervig, und die unwillkürliche Raschheit seiner Bewegungen zeigte, daß die Jahre seine Energie und Thätigkeit nicht geschwächt hatten, obwohl er in der Umgebung, wo er jedoch sehr selten erschien, sich stellte, als wäre er fast ein Kind, wie Rodin es auch dem Pater von Aigrigny gesagt hatte. Ein alter Schlafrock aus kastanienfarbenem Berkan mit weiten Aermeln, umhüllte den Greis gänzlich, und reichte bis auf seine Füße. Die Züge Samuel's zeigten das reine orientalische Gepräge seines Stammes: seine Gesichtsfarbe war matt und gelblich, seine Nase adlerförmig, sein Kinn von einem kleinen Büschel weißer Barthaare umschattet; seine hervorspringenden Backenknochen warfen einen ziemlich harten Schatten auf seine hohlen und runzeligen Wangen. Seine Physiognomie war voll Intelligenz, Feinheit und Scharfsinn. Seine breite hohe Stirne verkündete Ge-

radheit, Freimüthigkeit und Festigkeit; seine Augen, schwarz und glänzend wie die arabischen Augen, hatten einen durchdringenden und zugleich sanften Blick. Seine Frau, Bathseba, um fünfzehn Jahre jünger als er, war von hohem Wuchse und durchaus schwarz gekleidet. Eine glatte Haube von gestärktem Linon *), welche an den einfachen Kopfputz der ernsten holländischen Matronen erinnerte, umrahmte ihr bleiches und strenges Gesicht, ehemals von seltener und hoher Schönheit, von einem ganz biblischen Character; einige Falten in der Stirne, die Folgen des fast beständigen Runzelns ihrer grauen Augenbrauen, zeigten, daß diese Frau oft unter dem Gewichte tiefer Traurigkeit litt. Selbst in diesem Augenblicke verriethen Bathseba's Züge einen unaussprechlichen Schmerz; ihr Blick war starr, ihr Kopf auf ihre Brust geneigt; ihre rechte Hand, in der sie eine kleine Schreibtafel hielt, hatte sie auf ihre Knie sinken lassen; mit der andern Hand drückte sie krampfhaft eine dicke Flechte von Haaren, schwarz wie Gagat, **) die sie am Halse trug. An dieser dicken Haarflechte war eine goldene Schließe von der Größe eines Quadratzolles. Unter einer Krystallplatte, die sie an der

*) Eine Art zarter, feiner Leinwand, besonders in der Picardie gemacht. D. Ueb.

**) Bergwachs, schwarzes, glänzendes, elektrisches, polirbares Erdpech, das ehemals bei der asiatischen Stadt Gaga in Lycien gegraben wurde. D. Ueb.

einen Seite wie ein Reliquienkästchen bedeckte, sah man ein viereckig zusammengelegtes, und fast ganz mit dunkelrothen Flecken, der Farbe seit langer Zeit vertrockneten Blutes, bespritztes Leinwandstückchen.

Nach kurzem Schweigen, während dessen Samuel in sein Verzeichniß einschrieb, sagte er ganz laut, indem er wieder las, was er eben geschrieben hatte: Andererseits fünftausend österreichische Metalliques zu tausend Gulden, und unter dem Datum vom 19. Octb. 1826.

In Folge dieser Aufzählung fügte Samuel bei, den Kopf erhebend, und zu seiner Frau gewendet: „Ist's so richtig, Bathseba? Hast Du den Eintrag in der Schreibtafel verglichen?"

Bathseba antwortete nicht. Samuel blickte sie an, und da er sie gramgebeugt sah, sagte er mit einem Ausdrucke besorgter Zärtlichkeit zu ihr: „Was fehlt Dir? Mein Gott, was fehlt Dir?"

„Der 19. October 1826," antwortete sie langsam, immer noch mit starren Augen, und noch fester in ihrer Hand die Flechte von schwarzen Haaren pressend, welche sie am Halse trug. „Das ist ein unglückseliges Datum, Samuel, sehr unglückselig. Es ist jenes des letzten Briefes, den wir erhalten haben von . . ."

Bathseba konnte nicht fortfahren, sie stieß einen tiefen Seufzer aus, und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

„Ah! ich verstehe Dich," erwiederte der Greis mit bewegter Stimme, „ein Vater kann durch ernste Sorgen

zerstreut werden, aber, ach! das Herz einer Mutter bleibt immer wach."

Und seine Feder auf den Tisch werfend, stützte Samuel betrübt seine Stirne auf die Hände. Bald erwiederte Bathseba, wie mit schmerzlichem Wohlgefallen an diesen peinlichen Erinnerungen: „Ja, dieser Tag ist der letzte, an welchem unser Sohn, unser Abel, uns aus Deutschland geschrieben hat, mit der Meldung, daß er die von hier mitgenommenen Gelder nach Deinen Anweisungen verwendet habe, und daß er sich wegen eines andern Unternehmens nach Polen begeben wolle."

„Und in Polen hat er den Tod eines Märtyrers gefunden," entgegnete Samuel, „ohne Grund, ohne Beweis; denn es war ganz falsch; man hat ihn ungerechterweise beschuldiget, die Schmuggelei organisirt zu haben, und der russische Gouverneur, der ihn behandelte, wie man unsere Brüder in diesem Lande grausamer Tyrannei behandelt, hat ihn zur gräßlichen Qual der Knute verdammen lassen, ohne ihn sehen noch hören zu wollen. Wozu auch einen Juden hören? Was ist ein Jude? Ein Geschöpf, noch weit unter einem Leibeigenen. Wirft man ihnen in diesem Lande nicht alle Laster vor, welche die entwürdigende Knechtschaft erzeugt, womit man sie bedrückt? Ein unter dem Stocke sterbender Jude! Wer möchte sich darum bekümmern?"

„Und unser armer Abel, so sanft, so ehrlich, ist unter der Peitsche gestorben, halb aus Scham, halb aus Schmerz," sagte Bathseba schaudernd. „Einer unserer

polnischen Brüder hat mit Mühe die Erlaubniß erhalten, ihn zu begraben. Er hat seine schönen schwarzen Haare abgeschnitten und diese Haare mit diesem Leinwandstückchen, bespritzt mit dem Blute unsers lieben Sohnes, ist Alles, was uns von ihm bleibt," rief Bathseba aus. Und krampfhaft bedeckte sie die Haarflechte und das Reliquienkästchen mit Küssen.

„Ach!" sagte Samuel, seine Thränen trocknend, die gleichfalls dieser herzzerreissenden Erinnerung geflossen waren, „der Herr hat uns wenigstens unser Kind erst genommen, nachdem das von unserer Familie seit anderthalb Jahrhunderten getreulich besorgte Geschäft sich seinem Ende nahte. Wozu nützt fortan unser Stamm auf der Erde?" fügte Samuel mit tiefer Bitterkeit hinzu, „ist unsere Pflicht nicht erfüllt? Verschließt nicht dieser Kasten ein königliches Vermögen? Wird nicht dieses seit hundertundfünfzig Jahren vermauerte Haus, morgen den Nachkommen des Wohlthäters meines Großvaters geöffnet werden?" Diese Worte sagend, wendete Samuel den Kopf traurig gegen das Haus, welches er von seinem Fenster aus sah. In diesem Augenblicke brach die Morgenröthe an. Der Mond war eben untergegangen, das Belvedere, so wie das Dach und die Schornsteine, traten schwarz hervor gegen das düstere Blau des gestirnten Himmels. Plötzlich erblaßte Samuel, stand hastig auf, und sagte zu seiner Frau, indem er ihr das Haus wies, mit zitternder Stimme; „Bathseba, die sieben Lichtpunkte, wie vor dreißig Jah-

ren . . . Sieh . . . sieh! . . ." In der That, die sieben runden, in Kreuzesform geordneten, ehemals in den Bleiplatten, welche die Fenster des Belvedere bedeckten, angebrachten Oeffnungen, funkelten als sieben Lichtpunkte, wie wenn Jemand von Innen zum Firste des vermauerten Hauses hinaufgestiegen wäre.

Zweites Kapitel.

Soll und Haben.

Während einiger Augenblicke blieben Samuel und Bathseba regungslos, die Augen mit unruhigem Schrecken auf die sieben Lichtpunkte geheftet, die im letzten Dunkel der Nacht auf dem Gipfel des Belvedere strahlten, indessen am Horizonte, hinter dem Hause, ein blaßrother Schimmer die auftauchende Morgenröthe verkündigte. Samuel brach zuerst das Schweigen, und sagte zu seiner Frau, mit der Hand über seine Stirne fahrend: „Der Schmerz, welchen uns die Erinnerung an unser armes Kind so eben verursachte, hat uns verhindert, nachzudenken, und uns zu erinnern, daß im Grunde für uns nichts Erschreckendes in dem liegt, was vorgeht."

„Was sagst Du, Samuel?"

„Hat mir mein Vater nicht erzählt, daß er und mein Großvater in langen Zwischenräumen öfter einen solchen Schimmer bemerkt hätten?"

„Ja, Samuel, aber sie konnten sich diesen Schimmer eben so wenig erklären, wie wir.“

„Wir müssen also glauben, wie mein Vater und mein Großvater, daß ein zu ihrer Zeit, wie auch jetzt noch, unbekannter Ausgang, Personen Zutritt gewährt, die gleichfalls irgend eine geheimnißvolle Pflicht in diesem Hause zu vollziehen haben. Noch einmal, mein Vater hat mich verständiget, mich wegen diesen seltsamen Umstandes nicht zu beunruhigen, den er mir vorausgesagt habe und der, seit dreißig Jahren, zum zweitenmale sich erneuert.“

„Gleichviel Samuel, es erschreckt, wie wenn es etwas Uebernatürliches wäre.“

„Die Zeit der Wunder ist vorüber,“ sagte der Jude, melancholisch den Kopf schüttelnd, „viele alte Häuser dieses Stadtviertels haben unterirdische Verbindungen mit entfernten Punkten; einige sagt man, reichen sogar bis zur Seine und bis zu den Katakomben. Ohne Zweifel ist dieses Haus in einem gleichen Falle, und die Personen, welche so selten herkommen, treten auf diesem Wege ein.“

„Aber das auch erleuchtete Belvedere.“

„Inhaltlich der Bemerkungen des Bauplanes weißt Du, daß dieses Belvedere den First oder die Kuppel des sogenannten großen Trauersaales bildet, der im letzten Stockwerke des Hauses liegt. Da dort, wegen Verschließung aller Fenster, eine vollständige Finsterniß herrscht, bedient man sich nothwendigerweise des

Lichtes, um in jenen Trauersaal hinaufzusteigen, welcher, wie man sagt, sehr sonderbare, sehr unheimliche Dinge enthält," fügte der Jude schaudernd bei. Bathseba schaute so aufmerksam, wie ihr Mann, die sieben Lichtpunkte an, deren Glanz nach Verhältniß des zunehmenden Tages schwächer wurde.

„Wie Du es sagtest, Samuel, das Geheimniß kann man auf diese Art erklären," versetzte die Frau des Greises. „Uebrigens ist dieser Tag für die Familie von Rennepont ein so wichtiger Tag, daß unter solchen Umständen diese Erscheinung uns nicht in Erstaunen setzen soll."

„Wobei zu bedenken ist," erwiederte Samuel, „daß seit anderthalb Jahrhunderten dieser Schimmer öfter erschienen ist! Es gibt also noch eine andere Familie, die von Geschlecht zu Geschlecht, wie die unserige, der Erfüllung einer frommen Pflicht sich geweiht hat."

„Aber was für eine Pflicht ist dieß? Vielleicht wird sich heute Alles aufklären."

„Komm, komm, Bathseba," äußerte Samuel plötzlich, seinen Träumen sich entreissend, und wie wenn er seinen Müssiggang sich zum Vorwurfe gemacht hätte, „der Tag ist angebrochen, und vor acht Uhr muß diese Kassenübersicht in's Reine gebracht, müssen diese unermeßlichen Papierwerthe geordnet sein," und er zeigte auf das große Kästchen von Cedernholz, „damit sie den Händen desjenigen, dem sie von Rechtswegen gebühren, können verabfolgt werden."

„Du hast recht, Samuel; dieser Tag gehört nicht uns, dieß ist ein feierlicher Tag, und der schön wäre, o! sehr schön für uns, wenn es für uns jetzt noch schöne Tage geben könnte," sagte Bathseba bitter, ihres Sohnes eingedenk.

„Bathseba," sagte Samuel traurig, seine Hand auf die Hand seiner Frau legend, „wir werden wenigstens des ernsten Bewußtseins erfüllter Pflicht uns erfreuen."

„Ist der Herr nicht sehr gnädig gegen uns gewesen, obgleich uns schmerzlich prüfend durch den Tod unsers Sohnes? Ist es nicht durch seine Vorsehung geschehen, daß die drei Geschlechter meiner Familie dieses große Werk beginnen, fortsetzen und vollenden konnten?"

„Ja, Samuel," erwiederte liebreich die Jüdin, „und wenigstens bei Dir werden sich zu diesem Bewußtsein Friede und Ruhe gesellen, denn wenn es zwölf Uhr schlagen wird, wirst Du von einer sehr schrecklichen Verantwortlichkeit befreit sein." Und dieß sagend, wies Bathseba mit einer Geberde auf das Kästchen von Cedernholz.

„Freilich," erwiederte der Greis, „sehe ich diese unermeßlichen Reichthümer lieber in den Händen derjenigen, denen sie gehören, als in den meinigen, aber heute noch werde ich nicht mehr ihr Verwahrer sein, ich will also zum letztenmale den Bestand dieser Papierwerthe controliren, und dann wollen wir ihn nach meinem Verzeichnisse und der Schreibtafel in Deiner Hand vergleichen."

Bathseba gab mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen, Samuel ergriff seine Feder wieder, und überließ sich sehr aufmerksam seinen Kassenberechnungen; seine Frau versank neuerdings, wider ihren Willen, in die peinlichen Erinnerungen, die ein verhängnißvolles Datum, sie an den Tod ihres Sohnes mahnend, so eben erweckt hatte. Erzählen wir rasch die sehr einfache, und dem Anscheine nach doch so romanhafte, so merkwürdige Geschichte dieser fünfzigtausend Thaler, welche, in Folge der Anhäufung und einer klugen, intelligenten und treuen Verwaltung, natürlicher oder vielmehr nothwendigerweise nach Ablauf von anderthalb Jahrhunderten zu einer weit größeren Summe anwachsen mußten, als zu vierzig Millionen, nach dem Ueberschlage des Paters von Aigrigny, der, in dieser Beziehung sehr unvollständig aufgeklärt, und übrigens der unglücklichen Möglichkeiten eingedenk, der Verluste, der Bankerotte, welche in so vielen Jahren die successiven Verwahrer dieser Gelder konnten getroffen haben, schon ungeheuer fand, die Summe von vierzig Millionen. Da die Geschichte dieses Vermögens nothwendig mit jener der Familie in Verbindung steht, so wird Samuel, der diese Gelder seit drei Generationen umgesetzt hat, uns einige Worte von dieser sagen. Gegen das Jahr 1670, mehrere Jahre vor seinem Tode, hatte Herr Marius von Rennepont, zur Zeit einer Reise in Portugal, vermöge sehr mächtiger Vermittler, einem unglücklichen,

der Religion wegen von der Inquisition zum Scheiterhaufen verurtheilten Juden, das Leben retten können. Dieser Jude war Isaak Samuel, Großvater vom Aufseher des Hauses in der Straße Saint-François. Hochherzige Menschen werden oft den ihnen Dankpflichtigen wenigstens eben so sehr zugethan, als die Dankpflichtigen es ihren Wohlthätern sind. Nachdem Herr von Rennepont sich zunächst überzeugt hatte, daß Isaak, der zu Lissabon ein kleines Wechselgeschäft betrieb, rechtschaffen, thätig, arbeitsam, intelligent sei, machte er, der damals große Besitzungen in Frankreich hatte, dem Juden den Vorschlag, ihn zu begleiten, und sein Vermögen zu verwalten. Die Art von Abneigung und Mißtrauen, womit die Juden von jeher verfolgt wurden, war damals auf's Aeußerste gestiegen. Isaak war also doppelt dankbar für den Beweis des Vertrauens, welchen ihm Herr von Rennepont gegeben hatte.

Er nahm das Anerbieten an, und gelobte sich, von jenem Tage an sein ganzes Dasein dem Dienste desjenigen zu weihen, der, nachdem er ihm das Leben gerettet, auf seine Ehrlichkeit und Redlichkeit vertraute, obgleich er ein Jude sey, und einem so allgemein beargwohnten, gehaßten und verachteten Stamme angehöre. Herr von Rennepont, ein hochherziger, einsichtsvoller und geistreicher Mann, hatte sich in seiner Wahl nicht getäuscht. Bis er seiner Güter entsetzt wurde, gediehen sie wundersam in Samuel's Händen, der, mit einem bewundernswerthen natürlichen Geschicke zu Ge-

schäften begabt, es ausschlüßlich zum Vortheile seines Herrn verwendete. Nun kamen die Verfolgung und der Untergang des Herrn von Rennepont, dessen Güter confiscirt, und den ehrwürdigen Vätern von der Gesellschaft Jesu, seinen Angebern, einige Tage vor seinem Tode überlassen wurden. In seinem Verstecke verborgen, das er gewählt hatte, um dort sein Leben gewaltsam zu enden, ließ er heimlich Isaak Samuel dahin kommen, und übergab ihm 50,000 Thaler in Gold, die einzigen Trümmer seines früheren Vermögens; der treue Diener sollte diese Summe anlegen, und die Interessen davon aufhäufen und unterbringen, sodann einen Sohn, ihm die nämliche Verpflichtung übertragen; in Ermangelung eines Sohnes einen genügend redlichen Verwandten suchen, um diese Geschäftsführung fortzusetzen, womit übrigens eine anständige Vergütung verbunden war; diese Geschäftsführung sollte auf solche Art übergeben, und nach und nach bis zum Ablaufe von anderthalb Jahrhunderten fortgesetzt werden. Herr von Rennepont hatte außerdem Isaak gebeten, so lange er lebe der Aufseher des Hauses in der Straße Saint-François zu bleiben, wo er unentgeltlich wohnen könne, und diese Verrichtung seinen Nachkommen zu übertragen, wenn es möglich wäre. Selbst wenn Isaak Samuel keine Kinder bekommen hätte, würde der mächtige Geist der Gesammtheit, welcher oft gewisse Judenfamilien unter sich verbündet, den letzten Willen des Herrn von Rennepont ausführbar gemacht haben. Die Ver-

wandten Isaaks würden sich seiner Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter beigesellt, und so, wie ihre nachfolgenden Geschlechter, das einem der Ihrigen übertragene Geschäft gewissenhaft vollzogen haben; aber Isaak bekam einige Jahre nach dem Tode des Herrn von Rennepont einen Sohn.

Da dieser Sohn, geboren im Jahre 1689, von seiner ersten Frau keine Kinder hatte, verheirathete er sich wieder, in einem Alter von beinahe sechzig Jahren, und im Jahre 1750 wurde ihm ein Sohn geboren: David Samuel, der Aufseher des Hauses in der Straße Saint-François, der im Jahre 1832 (zur Zeit dieser Geschichte) zweiundachtzig Jahre alt war, und eine eben so weit vorgerückte Lebensbahn zu erreichen versprach, wie sein im dreiundneunzigsten Jahre gestorbener Vater; fügen wir schließlich bei, daß Abel Samuel, der Sohn, welchen Bathseba so schmerzlich betrauerte, in einem Alter von sechsundzwanzig Jahren unter der russischen Knute gestorben war.

Nach Erörterung dieser bescheidenen Genealogie wird man leicht begreifen, daß die lange Lebensdauer dieser drei aufeinanderfolgenden Mitglieder der Familie Samuel, die nacheinander Aufseher des vermauerten Hauses gewesen waren, und so das neunzehnte Jahrhundert mit dem siebenzehnten verbanden, den Vollzug des letzten Willens des Herrn von Rennepont ganz besonders vereinfacht und erleichtert hatte; von diesem war übrigens dem Großvater Samuel's ausdrücklich erklärt wor-

den, er wünsche, daß die Summe, die er zurücklasse, lediglich durch Beifügung der fünfprocentigen Interessen zum Kapitale vermehrt werde, damit dieses Vermögen, rein von jeder gemeinen Speculation, auf seine Nachkommen übergehe. Die Glaubensgenossen der Familie Samuel, erste Erfinder des Wechselbriefes, der ihnen im Mittelalter dazu diente, bedeutende Summen unbemerkt von dem einen Ende der Welt bis zum andern zu bringen, ihr Vermögen zu verheimlichen, und gegen die Raubsucht ihrer Feinde zu schützen, die Juden, sagen wir, die fast ganz allein den Wechsel- und Geldhandel bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts betrieben, halfen viel bei zu den geheimen Verhandlungen und Finanzoperationen der Familie Samuel, die, bis etwa zum Jahre 1820, immer ihre nach und nach unermeßlich gewordenen Gelder bei den reichesten israelitischen Bank- oder Wechselhäusern Europa's anlegte. Diese sichere und verborgene Art zu verfahren, hatte dem gegenwärtigen Aufseher in der Straße Saint-François gestattet, ohne Jemand's Wissen, durch einfache Depositen oder Wechsel, ungeheure Geldumsätze zu bewirken; denn vorzüglich seit seiner Geschäftsführung hatte die capitalisirte Summe, durch die einzige Anhäufung, einen schier unberechenbaren Umfang erreicht, indessen sein Vater, und insbesondere sein Großvater, im Vergleiche mit ihm, nur wenig Fonds zu besorgen hatten.

Obgleich es sich einfach nur darum handelte, fort-

während sichere und unmittelbare Geldunterbringungs-Plätze zu finden, damit das Geld, so zu sagen, nicht einen Tag liegen blieb, ohne Zinsen zu tragen, hatte es eines großen finanziellen Talentes bedurft, um zu diesem Resultate zu gelangen, vorzüglich als die Summe auf etwa fünfzig Millionen stieg; dieses Talent bewährte der letzte, übrigens in der Schule seines Vaters unterrichtete Samuel, in einem hohen Grade, wie es die weiter unten entzifferten Erfolge zeigen werden. — Nichts erscheint rührender, edler, achtungswerther, als das Benehmen der Mitglieder dieser israelitischen Familie, welche, die von einem der Ihrigen eingegangene Dankbarkeitsverpflichtung gemeinsam übernehmend, sich so viele Jahre lang mit eben so großer Uneigennützigkeit als Intelligenz und Redlichkeit, der langsamen Vergrößerung eines königlichen Vermögens sich weihen, von dem sie keinen Antheil erwarten, und das, durch sie, rein und unermeßlich in die Hände der Nachkommen des Wohlthäters ihres Großvaters übergehen soll. — Nichts endlich ist ehrenvoller für den Geächteten, der das Depositum macht, und für den Juden, der es empfängt, als dieser einfache Austausch des gegebenen Wortes, ohne eine andere Bürgschaft, als wechselseitiges Vertrauen und Achtung, da es sich um einen Erfolg handelt, der erst nach Ablauf von hundert und fünfzig Jahren zum Vorschein kommen soll . . .

Nachdem Samuel sein Bestandverzeichniß aufmerksam wieder durchgelesen hatte, sagte er zu seiner Frau: „Ich

bin von der Richtigkeit meiner Additionen überzeugt; sey jetzt so gut, in der Schreibtafel, die Du in der Hand hältst, die Angabe der Papierwerthe zu vergleichen, die ich so eben in dieses Verzeichniß geschrieben habe; ich will mir zugleich die Ueberzeugung verschaffen, daß die Effecten in diesem Kästchen richtig geordnet sind; denn ich muß diesen Morgen alles dem Notar übergeben, wenn man das Testament öffnen wird."

„Fang an, mein Freund, ich folge Dir," sagte Bathseba.

Samuel las folgenden Stand, und beglaubigte ihn postenweise in der Kasse:

„Uebersicht der Abrechnung für die Erben des Herrn von Rennepont, hergestellt von David Samuel:

Soll.

2,000,000 Fr. 5procentige französische Renten, auf Namen und Inhaber eingeschrieben, angekauft von 1825 bis 1832, nach beigefügter Uebersicht, zu einem Durchschnittscurs von 99 Fr. 50 C.	39,800,000 Fr.
900,000 Fr. 3procentige Renten, in verschiedenen Einschreibungen, angekauft während der nämlichen Jahre zu einem Durchschnittspreise von 74 Fr. 25 C.	22,275,000 =
Latus	62,075,000 Fr.

Transport 62,075,000 Fr.

5,000 Actien der Bank von Frankreich, gemeinsam angekauft zu 1900 Fr. 9,500,000 =

3,000 Actien der Vier=Kanäle, in einer Bescheinigung der Deponirung besagter Actien bei der Gesellschaft, angekauft zu einem Durchschnitts=Curs von 1,115 Fr. . . . . 3,345,000 =

125,000 Dukaten, neapolitanische Renten, zum Durchschnittscurs von 82 Fr. = 2,050,000 Dukaten, zu 4 Fr. 40 C. den Dukaten . . . . . 9,020,000 =

5,000 österreichische Metalliques zu 1,000 fl., zum Durchschnittscurs von 93 fl. = 4,650,000 fl., oder zum Wechselcurs von 2 Fr. 50 C. den Gulden . . . . 11,625,000 =

75,000 Pfund Sterling, 3 procentige, englische consolidirte Renten zu 88 $^3/_4$ = 2,218,750 Pfund Sterling, zu 25 Fr. das Pfund Sterl. . . . . 55,468,750 =

1,200,000 fl. in 2 $^1/_2$ procentigen holländischen Integralen zu 60 Fr. = 28,860,000 fl. zu 2 Fr. 10 C. den holländischen Gulden . . . . . 60,606,000 =

Ausgleichung in Bankbillets, Gold und Silber . . . . 535,250 =

Summa 212,175,000 Fr.

H a b e n.

150,000 Fr., empfangen von Herrn von Rennepont im Jahre 1682, durch Isaak Samuel, meinen Großvater, und aufeinander folgend angelegt durch ihn, meinen Vater und mich, zu 5 procentigen Zinsen mit halbjähriger Abrechnung und Capitalisirung der Zinsen, haben nach den beigefügten Rechnungen ergeben	225,950,000 Fr.
Hievon sind jedoch abzuziehen, nach dem beiliegenden Nachweise, für erlittene Verluste bei Bankrotten, für Commissions- und Courtage-Gebühren, bezahlt an Verschiedene, so wie auch für Besoldungen der drei Generationen Geschäftsführer	13,775,000 =
	212,175,000 Fr.

Paris, am 12. Februar 1832.

„Richtig ist's," sagte Samuel, nachdem er die im Cedernholzkästchen aufbewahrten Effekten verglichen hatte. „Es bleibt in der Kasse zur Verfügung der Erben der Familie Rennepont, die Summe von zweihundert zwölf Millionen, einhundert fünf und siebenzig tausend Franks." Und der Greis schaute seine Frau mit einem Ausdrucke wohl begründeten Stolzes an.

„Das ist unglaublich!“ rief Bathseba ganz erstaunt aus; „ich wußte, daß Du unermeßliche Summen in Händen habest; aber nie hätte ich geglaubt, daß 150,000 Fr., vor hundertfünfzig Jahren zurückgelassen, die einzige Quelle dieses ungeheuern Vermögens werden könnten.“

„Und doch sind sie die einzige Quelle, Bathseba,“ erwiederte stolz der Greis. „Gewiß haben mein Großvater, mein Vater und ich, in der Verwaltung dieser Gelder eben so viele Redlichkeit als Pünktlichkeit bethätiget; gewiß bedurfte es unsererseits großen Scharfsinnes in der Wahl der Gelderanlegungsplätze zur Zeit der Revolution und der Handelscrisen; aber dieß war uns leicht, vermöge der Geschäftsverbindungen mit unsern Glaubensgenossen in allen Ländern; allein nie haben weder ich noch die Meinigen uns erlaubt, Gelder zu Wucherzinsen auszuleihen, ja nicht einmal zu solchen, die nicht ein wenig unter dem gesetzlichen Zinsfuße standen. Die ausdrücklichen Befehle des Herrn von Rennepont, von meinem Großvater übernommen, wollten es so, und es giebt kein reineres Vermögen auf der Welt, als dieses. Ohne diese Uneigennützigkeit, und bloß durch Benützung einiger günstigen Umstände, würde die Ziffer von zweihundert zwölf Millionen vielleicht noch weit größer ausgefallen sein.“

„Ist dieß möglich? Mein Gott!“

„Es giebt nichts einfacheres, Bathseba. Jedermann weiß, daß in vierzehn Jahren ein Capital durch die bloße Anhäufung und Wiederanlegung seiner Interessen

zu fünf Procent verdoppelt wird; bedenke nun, daß in hundertfünfzig Jahren die vierzehn Jahre zehnmal enthalten sind, daß diese ursprünglichen hundertfünfzigtausend Franks auf diese Art verdoppelt, und das Verdoppelte immer wieder verdoppelt wurde; was Dein Erstaunen erregt, wird Dir ganz einfach scheinen: im Jahre 1682 hat Herr von Rennepont meinem Großvater hundertfünfzigtausend Franks anvertraut; diese Summe, so capitalisirt, wie ich es Dir gesagt habe, mußte im Jahre 1696, vierzehn Jahre danach, 300,000 Fr. betragen. Diese, im Jahre 1710 verdoppelt, steigen auf 600,000 Fr. Bei dem Tode meines Großvaters, im Jahre 1719, betrug die rentirlich anzulegende Summe bereits fast eine Million, sie hätte entziffern müssen: im Jahre 1724 zwölfhunderttausend Franks; 1738: zwei Millionen viermal hunderttausend Franks; 1752; zwei Jahre nach meiner Geburt, 4 Millionen 800,000 Fr.; 1766: 9 Millionen, 600,000 Fr.; 1780: 19 Millionen 200,000 Fr.; 1794: zwölf Jahre nach dem Tode meines Vaters, 38 Millionen 400,000 Fr.: 1808: 76 Millionen 800,000 Fr.; 1822: 153 Millionen 600,000 Fr; und heute mit Hinzuzählung der Zinsen, müßte sie wenigstens ungefähr 225 Millionen betragen. Aber Verluste, Entwerthungen und unvermeidliche Kosten, worüber jedoch ein genauer Rechnungsnachweis hier beiliegt, haben diese Summe auf 212 Millionen 175,000 Fr. gemindert, die in Papierwerthen in diesem Kasten eingeschlossen sind."

„Nun versteh' ich Dich, mein Freund," versetzte Bathseba nachdenkend; „aber welche unglaubliche Macht liegt in der Ansammlung! Und was für bewundernswerthe Dinge könnte man mit schwachen Hülfsmitteln in der Gegenwart, für die Zukunft vollbringen!"

„Dieß ist auch ohne Zweifel der Gedanke des Herrn von Rennepont gewesen; denn, wie mein Vater sagte, der es von meinem Großvater hörte, war Herr von Rennepont einer der größten Männer seiner Zeit," erwiederte Samuel, das Kästchen von Cedernholz verschließend.

„Wolle Gott, daß seine Nachkommen dieses königlichen Vermögens würdig seien, und einen edlen Gebrauch davon machen!" sagte Bathseba aufstehend. Der Tag war vollständig angebrochen: es schlug sieben Uhr Morgens.

„Die Maurer werden bald kommen," sagte Samuel indem er das Cedernholzkästchen wieder in den eisernen Kasten legte, welcher hinter dem Schranke von Eichenholz versteckt war. „Wie Du, Bathseba," fuhr er fort, „bin ich neugierig und unruhig, zu erfahren, wer die Nachkommen des Herrn von Rennepont sind, welche sich hier einfinden werden."

Zwei oder drei mit dem eisernen Klopfer kräftig geführte Schläge an das dicke Hofthor, erdröhnten im Hause. Das Gebell der wachenden Hunde antwortete auf dieses Getöse. Samuel sagte zu seiner Frau: „Dieß sind gewiß die Maurer, welche der Notar mit einem

Schreiber schickt; ich bitte Dich, mach aus allen diesen Schlüsseln mit ihren Bezeichnungszetteln einen Bund; ich komme hernach zurück, um sie zu holen." Dieß sagend, ging Samuel rasch die Treppe hinab, ungeachtet seines Alters, näherte sich dem Thore, öffnete vorsichtig einen Schieber, und sah drei Arbeitsleute in Maurerkleidern, begleitet von einem jungen Manne in schwarzem Anzuge.

„Was wollen Sie, meine Herren?" fragte der Jude, bevor er aufschloß, um sich auch zu überzeugen, daß es die rechten Personen seien.

„Ich komme aus Auftrag des Herrn Notars Dumesnil," antwortete der Schreiber, „um der Eröffnung der vermauerten Thüre beizuwohnen; hier ist ein Brief meines Herrn an Herrn Samuel, den Aufseher des Hauses."

„Der bin ich, mein Herr," sagte der Jude; „werfen Sie gefälligst diesen Brief in den Briefkasten, aus dem ich ihn nehmen werde."

Der Schreiber that, was Samuel wünschte; aber er zuckte die Achseln. Nichts schien ihm lächerlicher, als dieses Verlangen des argwöhnischen Greises. Der Aufseher öffnete den Briefkasten, nahm den Brief, ging an das Ende des Gewölbes, um ihn bei hellem Tageslichte zu lesen, und verglich sorgfältig die Unterschrift mit jener in einem andern Briefe des Notars, den er aus der Tasche seines weiten Oberrockes zog; dann, nach diesen Vorsichtsmaßregeln, und nachdem er seine

Doggen an die Kette gelegt hatte, kam er endlich zurück, und öffnete den Thorflügel dem Schreiber und den Maurern.

„Zum Teufel, mein wackerer Mann," sagte der Schreiber eintretend, „wenn es sich darum handelte, das Thor einer Festung zu öffnen, so könnten nicht mehr Förmlichkeiten dabei angewendet werden."

Der Jude verbeugte sich, ohne zu antworten.

„Sind Sie taub, mein Lieber?" schrie ihm der Schreiber in die Ohren.

„Nein, mein Herr," erwiederte Samuel, sanft lächelnd, und trat einige Schritte aus dem Gewölbe; er fügte hinzu, auf das Haus weisend:

„Hier, mein Herr, ist die vermauerte Thüre, welche aufgemacht werden muß; es müssen auch die eisernen und bleiernen Rahmen vom zweiten Kreuzstocke rechts abgelöset werden."

„Warum sollen nicht alle Fenster geöffnet werden?" fragte der Schreiber.

„Weil die Befehle so lauten, die ich als Aufseher dieses Hauses erhalten habe, mein Herr."

„Und wer hat Ihnen diese Befehle gegeben?"

„Mein Vater, mein Herr, dem sie sein Vater aus Auftrag des Besitzers dieses Hauses ertheilt hat. Bin ich einmal nicht mehr der Aufseher davon, und wird es in Besitz des neuen Eigenthümers gekommen sein, so mag dieser nach seinem Gutdünken verfahren."

„Ja so," versetzte der Schreiber ziemlich überrascht.

Dann, gegen die Maurer gewendet, fügte er bei: „Das Uebrige geht Euch an, meine wackern Leute; macht die Thüre auf, und löset die eisernen Rahmen nur vom zweiten Kreuzstocke rechts los!"

Während die Maurer unter Aufsicht des Schreibers des Notars sich an die Arbeit machten, hielt ein Wagen vor dem Hausthore, und Rodin, von Gabriel begleitet, trat in das Haus in der Straße Saint-François.

Drittes Kapitel.

Der Erbe.

Samuel hatte Gabriel und Rodin das Thor geöffnet. Der Letztere sagte zum Juden: „Sind Sie der Aufseher dieses Hauses, mein Herr?"

„Ja, mein Herr," antwortete Samuel.

„Dieß ist der Herr Abbé Gabriel von Rennepont," sagte Rodin, auf seinen Gefährten weisend, „ein Abkömmling der Familie von Rennepont."

„Ah! desto besser, mein Herr," sagte der Jude unwillkürlich, von Gabriel's engelgleichen Zügen überrascht; denn den Adel und die Reinheit des Gemüthes des jungen Priesters, las man in seinem Erzengelblicke, und auf seiner glatten und weißen, schon mit der Glorie des Märtyrers gekrönten Stirne.

Samuel schaute Gabriel mit einer Neugier voll

Wohlwollen und Theilnahme an; da er jedoch bald merkte, daß diese schweigende Betrachtung Gabriel verlegen machte, sagte er zu ihm: „Der Notar, Herr Abbé, wird erst um zehn Uhr kommen."

Gabriel blickte ihn mit erstaunter Miene an, und erwiederte: „Welcher Notar, mein Herr?"

„Pater von Aigrigny wird Ihnen dieß erklären," beeilte sich Rodin zu sagen, und fügte hinzu, gegen Samuel gewendet: „Wir sind ein wenig zu früh daran. Könnten wir nicht irgendwo die Ankunft des Notars erwarten?"

„Wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, in meine Wohnung zu kommen, ich will Sie hinbegleiten," sagte Samuel.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, und nehme Ihr Anerbieten an," antwortete Rodin.

„Wollen Sie mir also gefälligst folgen, meine Herren," sagte der Greis. Einige Augenblicke danach traten der junge Priester und der Socius, unter dem Vortritte Samuels, in eines von den Gemächern, welche dieser gleichfalls im Erdgeschosse des Gebäudes in der Straße bewohnte, das auf den Hof ging.

„Herr Abbé von Aigrigny, der des Herrn Gabriel Vormund gewesen, muß bald kommen, und nach uns fragen," fügte Rodin bei, „möchten Sie die Güte haben, mein Herr, ihn da herein zu führen?"

„Ich werde es nicht unterlassen," erwiederte Samuel fortgehend. Der Socius und Gabriel blieben allein.

der anbetungswürdigen Sanftmuth, welche gewöhnlich den schönen Zügen des Missionärs einen so rührenden Zauber verlieh, folgte in diesem Momente ein merkwürdiger Ausdruck von Traurigkeit, Entschlossenheit und Ernst. Rodin, welcher Gabriel seit einigen Tagen nicht gesehen hatte, war über die Veränderung, die er an ihm gewahrte, sehr bestürzt; daher hatte er ihn während der Fahrt aus der Poststraße in die Straße Saint-François schweigend beobachtet. Der junge Priester trug, wie gewöhnlich, einen langen schwarzen Priesterrock, welcher die durchsichtige Blässe seines Gesichtes noch mehr hervortreten ließ. Als der Jude sich entfernt hatte, sagte er zu Rodin mit fester Stimme: „Werden Sie mich endlich verständigen, mein Herr, warum es mir seit einigen Tagen unmöglich war, mit Seiner Hochwürden dem Pater von Aigrigny zu sprechen, warum er dieses Haus gewählt hat, um mir diese Unterredung zu gewähren?“

„Es ist mir unmöglich, diese Fragen zu beantworten,“ entgegnete Rodin kalt. „Seine Hochwürden können nicht verfehlen, bald zu kommen; Dieselben werden Sie hören. Alles was ich Ihnen sagen kann, ist: daß diese Unterredung unserem hochwürdigen Pater eben so sehr am Herzen liegt, wie Ihnen; wenn er dieses Haus zu dieser Unteredung gewählt hat, so geschah's, weil Sie ein Interesse daran haben, sich hier einzufinden. Sie wissen es wohl, obgleich Sie eine Art Erstaunen erkünstelt haben, als Sie den Aufseher von einem No-

tar sprechen hörten." Dieß sagend heftete Rodin einen forschenden und unruhigen Blick auf Gabriel, dessen Antlitz nur Ueberraschung ausdrückte.

„Ich verstehe Sie nicht," entgegnete er Rodin. „Welches Interesse kann ich haben, mich hier, in diesem Hause, einzufinden?"

„Noch einmal, es ist unmöglich, daß Sie es nicht wissen," erwiederte Rodin, immer mit Aufmerksamkeit Gabriel betrachtend.

„Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, daß ich es nicht weiß," versetzte dieser, fast verletzt von der Hartnäckigkeit des Socius.

„Und was hat Ihnen denn gestern Ihre Adoptivmutter gesagt, als sie zu Ihnen kam? Warum haben Sie sich erlaubt, sie ohne Ermächtigung des hochwürdigen Paters von Aigrigny zu empfangen, wie ich heute früh erfahren habe? Hat sie nicht von gewissen Familienpapieren gesprochen, die sie bei Ihnen fand, als sie Sie annahm?"

„Nein, mein Herr," sagte Gabriel. „Damals wurden jene Papiere dem Beichtvater meiner Adoptivmutter zugestellt, und später sind sie in die Hände des hochwürdigen Paters von Aigrigny gekommen. Zum erstenmale, seit sehr langer Zeit, hör' ich von diesen Papieren sprechen."

„Also! Sie behaupten, daß nicht deßwegen Françoise Baudoin gestern gekommen ist, um mit Ihnen zu sprechen?" erwiederte Rodin beharrlich, langsam seine Worte betonend.

„Zum zweitenmale nun, mein Herr, scheinen Sie an dem zu zweifeln, was ich behaupte," versetzte sanft der junge Priester, eine Regung der Ungeduld unterdrückend. „Ich versichere Ihnen, daß ich die Wahrheit rede."

„Er weiß nichts," dachte Rodin; denn er kannte Gabriel's Aufrichtigkeit zur Genüge, um nach einer so bestimmten Erklärung noch den mindesten Zweifel zu hegen.

„Ich glaube Ihnen," fuhr der Socius fort. „Ich war auf diesen Gedanken durch die Erwägung verfallen, welcher Grund wichtig genug hätte seyn können, Sie zur Uebertretung der Befehle des hochwürdigen Paters von Aigrigny hinsichtlich der unbedingten Abgeschiedenheit zu verleiten, die er Ihnen aufgetragen, eine Abgeschiedenheit, welche jeden äußeren Verkehr ausschloß. Noch mehr, gegen alle Regeln unseres Hauses haben Sie sich erlaubt, Ihre Thüre zu verschließen, die immer offen oder halbgeöffnet bleiben soll, damit die wechselseitige Ueberwachung zwischen uns, die uns anbefohlen ist, leichter geschehen könne. Ich hatte mir Ihre großen Verstöße gegen die Disciplin nur durch die Nothwendigkeit einer sehr wichtigen Unterredung mit Ihrer Adoptivmutter erklärt."

„Mit einem Priester und nicht mit ihrem Adoptivsohne, hat Madame Baudoin zu sprechen gewünscht," antwortete Gabriel ernst, „und ich glaubte sie hören zu können; wenn ich meine Thüre verschlossen habe, so geschah es, weil es sich um eine Beichte handelte."

„Und was hatte Ihnen denn Françoise Baudoin so Dringendes zu beichten?“

„Dieß werden Sie sogleich erfahren, wenn ich es Seiner Hochwürden sagen werde, insoferne es ihm beliebt, daß Sie mich hören,“ erwiederte Gabriel.

Diese Worte wurden vom Missionär mit einem so entschiedenen Tone gesprochen, daß ein ziemlich langes Schweigen darauf folgte. Wir müssen den Leser daran erinnern, daß Gabriel von seinen Oberen bisher in der vollständigsten Unwissenheit hinsichtlich der Wichtigkeit der Familieninteressen gehalten wurde, welche seine Anwesenheit in der Straße Saint-François erforderten. Am vorigen Tage hatte Françoise Baudoin, in Schmerz versunken, nicht daran gedacht, ihm zu sagen, daß auch die Waisen bei dieser Zusammenkunft sich einfinden sollten, und hätte sie übrigens auch daran gedacht, so würden Dagobert's ausdrückliche Anempfehlungen sie verhindert haben, mit dem jungen Priester von dieser Angelegenheit zu sprechen. Gabriel wußte also durchaus nichts von den Familienbanden, bestehend zwischen ihm und den Töchtern des Marschalls Simon, dem Fräulein von Cardoville, Herrn Hardy, dem Prinzen Djalma und Couche-tout-Nu; mit einem Worte, wenn man ihm damals eröffnet hätte, daß er der Erbe des Herrn Marius von Rennepont sei, so würde er sich für den einzigen Abkömmling dieser Familie gehalten haben. Während des kurzen Schweigens, welches auf sein Gespräch mit Rodin folgte, sah Gabriel durch die Fenster

des Erdgeschosses den Arbeiten der Maurer zu, welche beschäftiget waren, die Thüre von den Steinen freizumachen, mit denen sie vermauert war. Als diese erste Verrichtung zu Ende war, machten sie sich sodann an die Entfernung der Eisenstangen, welche eine Bleiplatte auf dem äußern Theile der Thüre festhielten. In diesem Augenblicke trat Pater von Aigrigny, von Samuel begleitet, in das Zimmer. Bevor Gabriel sich umwendete, hatte Rodin Zeit, ganz leise zu Seiner Hochwürden zu sagen: „Er weiß nichts, und der Indier ist nicht mehr zu fürchten.“

Ungeachtet der erkünstelten Ruhe des Paters von Aigrigny, waren seine Züge blaß und verzerrt, wie jene eines Spielers, der auf dem Punkte steht, eine Partie von außerordentlicher Wichtigkeit sich entscheiden zu sehen. Bisher begünstigte Alles die Anschläge seiner Gesellschaft; aber er dachte nicht ohne Schrecken an die vier Stunden, welche noch übrig blieben, um den verhängnißvollen Termin zu erwarten. Als Gabriel sich umgewendet hatte, sagte Pater von Aigrigny mit einem liebreichen und herzlichen Tone zu ihm, indem er sich ihm näherte, das Lächeln auf den Lippen und die Hand reichend: „Mein lieber Sohn, es hat mir viel gekostet, Ihnen bis zu diesem Augenblicke die Unterredung zu verweigern, welche Sie seit Ihrer Rückkehr wünschten; nicht minder ist es mir peinlich gewesen, Sie zu einer Abgeschiedenheit auf einige Tage zu verpflichten. Obgleich ich Ihnen keine Erklärung hinsicht-

lich dessen schuldig bin, was ich Ihnen befehle, so will ich Ihnen doch sagen, daß ich nur in Ihrem Interesse gehandelt habe."

„Ich muß Eurer Hochwürden glauben," antwortete Gabriel, sich verbeugend.

Der junge Priester fühlte wider seinen Willen eine dunkle Anwandlung von Furcht; denn bis zu seiner Abreise als Missionär nach Amerika, hatte Pater von Aigrigny, in dessen Händen er die furchtbaren Gelübde abgelegt hatte, die ihn unwiderruflich an die Gesellschaft Jesu ketteten, einen jener schrecklichen Einflüße auf ihn ausgeübt, welche, nur durch Despotismus, Unterdrückung und Einschüchterung wirkend, alle lebendigen Kräfte der Seele lähmen, und sie träge, zitternd und erschreckt hinterlassen. Die Eindrücke der ersten Jugend sind unauslöschbar, und dieß war das erstemal seit seiner Rückkehr aus Amerika, daß Gabriel mit Pater von Aigrigny wieder zusammen kam; daher bedauert Gabriel, obgleich er seinen gefaßten Entschluß nicht wanken fühlte, daß er nicht, wie er gehofft, in einer freimüthigen Unterredung mit Agricola und Dagobert, neue Kräfte habe schöpfen können. Pater von Aigrigny kannte die Menschen zu gut, um nicht die Gemüthsbewegung des jungen Priesters bemerkt, und ihre Veranlassung durchschaut zu haben. Dieser Eindruck schien ihm ein günstiges Vorzeichen; er verdoppelte also seine Verführung, seine Zärtlichkeit und Anmuth, mit dem Vorbehalte, wenn es damit mißlänge, eine andere Maske vorzustecken. Er sagte zu

Gabriel, indem er sich setzte, während dieser, wie auch Rodin, ehrerbietig stehen blieb: „Sie wünschen, mein lieber Sohn, eine sehr wichtige Unterredung mit mir zu haben?"

„Ja, mein Pater," erwiederte Gabriel, wider seinen Willen die Augen niederschlagend vor dem glänzenden und großen grauen Augen seines Obern.

„Auch ich habe Ihnen Dinge von großem Interesse mitzutheilen; hören Sie mich also zuerst, hernach werden Sie sprechen."

„Ich höre Sie an, mein Pater."

„Es sind ungefähr zwölf Jahre, mein lieber Sohn," sagte Pater von Aigrigny wohlwollend, „daß der Beichtvater Ihrer Adoptivmutter, durch die Vermittlung des Herrn Rodin sich an mich wendend, meine Aufmerksamkeit auf Sie lenkte, indem er mit mir von den erstaunlichen Fortschritten sprach, die Sie in der Schule der Brüder machten; ich erfuhr in der That, daß Ihre vortreffliche Aufführung, Ihr sanfter und bescheidener Character, Ihre frühreife Intelligenz, der zärtlichsten Theilnahme würdig wären; von diesem Augenblicke an, verweilten die Augen auf Ihnen; nach einiger Zeit, da ich sah, daß Sie nicht unwürdig wurden, schien es mir, daß Sie zu etwas Anderem berufen seien, als zu einem Handwerker; man verständigte sich mit Ihrer Adoptivmutter, und durch meine Sorge wurden Sie in eine der Schulen unserer Gesellschaft unentgeltlich aufgenommen; so lastete eine Bürde weniger auf der vortrefflichen Mutter, welche Sie adoptirt hatte, und ein Kind, wel-

ches schon große Hoffnungen erregte, empfing durch unsere väterliche Sorgfalt alle Wohlthaten einer religiösen Erziehung. Ist dieß nicht wahr, mein lieber Sohn?"

„Das ist wahr, mein Pater," erwiederte Gabriel, die Augen niederschlagend.

„Nach dem Verhältnisse Ihres Heranwachsens, entwickelten sich in Ihnen ausgezeichnete und seltene Vorzüge; Ihr Gehorsam, Ihre Sanftmuth vorzüglich, waren musterhaft; Sie machten reissend schnelle Fortschritte in Ihren Studien. Ich wußte damals nicht, welcher Laufbahn Sie sich dereinst widmen wollten. Jedenfalls aber war ich überzeugt, daß Sie, unter allen Verhältnissen Ihres Lebens, immer ein vielgeliebter Sohn der Kirche bleiben würden. Ich hatte mich in meinen Hoffnungen nicht getäuscht, oder vielmehr Sie haben sie, mein lieber Sohn, weit übertroffen. Durch eine freundschaftliche Anvertrauung erfahrend, daß Ihre Adoptivmutter sehnlichst wünschte, Sie möchten in den geistlichen Stand treten, haben Sie auf eine edelmüthige und religiöse Weise dem Wunsche der vortrefflichen Frau entsprochen, der Sie so viel verdankten. Wie aber der Herr immer gerecht ist in seinen Belohnungen, wollte er, daß der rührendste Beweis von Dankbarkeit, den Sie Ihrer Adoptivmutter geben konnten, Ihnen zu gleicher Zeit auf eine göttliche Art zum Vortheile gereiche, weil er Sie bewog, unter die streitenden Mitglieder unserer heiligen Kirche zu treten."

Bei diesen Worten des Paters von Aigrigny, konnte

Gabriel eine Regung nicht unterdrücken, indem er sich an die schmerzlichen Anvertrauungen von Françoise erinnerte; aber er faßte sich, während Rodin, der sich stehend mit den Elbogen auf die Ecke des Kamines lehnte, fortfuhr, ihn mit einer sonderbaren und beharrlichen Aufmerksamkeit zu betrachten. Der Pater von Aigrigny fuhr fort:

„Ich verhehle es Ihnen nicht, mein lieber Sohn, Ihr Entschluß freute mich überaus; ich erblickte in Ihnen eines der künftigen Lichter der Kirche, und ich war eifersüchtig darauf, es in der Mitte unserer Gesellschaft leuchten zu sehen. Sie haben unsere so schweren, so peinlichen, so zahlreichen Prüfungen muthig bestanden; Sie wurden würdig erachtet, uns anzugehören, und nachdem Sie in meine Hände einen unwiderruflichen und heiligen Eid geleistet hatten, der Sie zur größeren Ehre Gottes an unsere Gesellschaft auf immer bindet, haben Sie gewünscht, dem Aufrufe unsers Heiligen Vaters, den Seelen vom guten Willen, zu entsprechen, und als Missionär den Barbaren den katholischen Glauben zu predigen. *) Obgleich es uns schmerzlich fiel, von unserem lieben Sohne uns zu trennen, mußten wir doch so gottseligen Wünschen beitreten; Sie sind abgereiset als ein demüthiger Missionär, Sie sind zu uns zurück-

*) Die Jesuiten anerkennen die Initiative des Papstes in Bezug auf ihre Gesellschaft nur hinsichtlich der Missionen. E. S.

gekommen als ein glorreicher Märtyrer, und mit vollem Rechte sind wir stolz darauf, Sie zu den Unserigen zu zählen. Diese flüchtige Darstellung der Vergangenheit war nothwendig, mein lieber Sohn, um auf das zu kommen, was folgt; denn es handelt sich darum, wenn dieß möglich wäre, die Bande, welche Sie an uns knüpfen, noch fester zu ziehen. Hören Sie mich also wohl an, mein lieber Sohn; dieß ist vertraulich und von hoher Wichtigkeit, nicht nur für Sie, sondern auch für unsere Gesellschaft."

„Dann mein Pater," rief Gabriel rasch aus, den Pater von Aigrigny unterbrechend, „kann ich, darf ich Sie nicht anhören!"

Und der junge Priester wurde blaß; man sah an der Verstörung seiner Züge, daß ein heftiger Kampf in ihm vorging; aber schnell seiner frühern Entschlossenheit wieder mächtig, hob er die Stirne empor, und fuhr fort, einen zuversichtlichen Blick auf den Pater von Aigrigny und auf Rodin werfend, die vor Bestürzung stumm einander anschauten: „Ich wiederhole es Ihnen, mein Pater, wenn es sich von vertraulichen Angelegenheiten, auf die Gesellschaft bezüglich, handelt, ist es mir unmöglich, Sie anzuhören."

„In Wahrheit mein lieber Sohn, Sie verursachen mir ein tiefes Erstaunen. Was fehlt Ihnen, mein Gott! Ihre Züge sind verstört, Ihre Gemüthsbewegung ist sichtbar. Lassen Sie hören, reden Sie ohne Furcht. Warum können Sie mich nicht mehr anhören?"

„Ich kann es Ihnen nicht sagen, mein Vater, bevor auch ich Ihnen die Vergangenheit rasch dargestellt habe, so wie ich seit einiger Zeit Anlaß fand, sie zu beurtheilen. Sie werden dann begreifen mein Vater, daß ich kein Recht mehr auf Ihre Anvertrauungen habe, da ohne Zweifel bald ein Abgrund uns trennen wird."

Es ist unmöglich den Blick zu schildern, den bei diesen Worten Gabriel's, Rodin und der Pater von Aigrigny wechselten; der Socius begann an seinen Nägeln zu kauen, sein zornsprühendes Schlangenauge auf Gabriel heftend; der Pater von Aigrigny wurde erdfahl; seine Stirne bedeckte sich mit einem kalten Schweiße. Er fragte sich mit Schrecken, ob, im Augenblicke des Zielerreichens, das Hinderniß von Gabriel kommen würde, zu dessen Gunsten alle Hindernisse waren entfernt worden. Dieser Gedanke war in Verzweiflung setzend. Dennoch faßte sich der hochwürdige Pater bewundernswürdig, blieb ruhig, und antwortete mit liebreicher Salbung: „Es ist mir unmöglich zu glauben, mein lieber Sohn, daß Sie und ich jemals durch einen Abgrund getrennt seien, wenn nicht durch den Abgrund des Schmerzes, den mir irgend ein schwerer, gegen Ihr Seelenheil gerichteter Schlag verursachen würde; doch sprechen Sie, ich höre Sie."

„Es sind in der That zwölf Jahre, mein Vater, —" erwiederte Gabriel mit fester Stimme, und nach und nach sich ermuthigend, — „daß ich durch Ihre Güte in ein Collegium der Gesellschaft Jesu getreten bin. Ich

trat in dasselbe liebend, loyal und vertrauend. Wie hat man gleich Anfangs diese kostbaren Antriebe der Kindheit ermuthiget? Hören Sie: Am Tage meiner Ankunft sagte der Obere zu mir, indem er mir zwei Kinder bezeichnete, die etwas älter waren, als ich: „„Dieß sind die Genossen, denen Du den Vorzug geben „„wirst; Ihr werdet immer alle Drei miteinander spa„„zieren gehen; die Hausordnung verbietet jedes Gespräch „„zwischen zwei Personen; diese Ordnung will auch, daß „„Du aufmerksam anhörest, was Deine Gefährten reden, „„um es mir hinterbringen zu können; denn diese lie„„ben Kinder können, wider ihr Wissen, böse Gedanken „„haben, oder sich vornehmen, Fehler zu begehen, wenn „„Du nun Deine Kameraden liebst, mußt Du mich von „„den schlimmen Bestrebungen derselben in Kenntniß setzen, „„damit meine väterlichen Vorstellungen, ihren Fehlern „„zuvorkommend, ihnen die Strafe ersparen; es ist bes„„ser, dem Uebel vorzubeugen, als es zu bestrafen.““

„Das sind in der That, mein lieber Sohn,“ sagte der Pater von Aigrigny, die Regeln in unsern Ordenshäusern und die Sprache, die man gegen alle Zöglinge führt, welche in sie treten.“

„Ich weiß es, mein Pater,“ erwiederte Gabriel bitter, „daher belauerte ich drei Tage danach, ich armes unterwürfiges und leichtgläubiges Kind, treuherzig meine Kameraden, hörte ihre Gespräche an und merkte sie mir, und hinterbrachte sie dem Obern, der mir zu meinem Eifer Glück wünschte. Was man zu thun mich ver-

leitete, war unwürdig, und doch, Gott weiß es, glaubte ich eine Pflicht christlicher Liebe zu erfüllen; ich war glücklich, den Befehlen eines Obern zu gehorchen, den ich ehrte, und dessen Worte ich, in meinem kindlichen Glauben, anhörte, als hätte ich Gottes Worte angehört. Späterhin, eines Tages, da ich einer Verletzung der Hausordnung mich schuldig gemacht hatte, sagte der Obere zu mir: „„Mein Kind, Du hast eine strenge Strafe verdient; aber sie soll Dir erlassen werden, wenn es Dir gelingt, einen Deiner Kameraden auf dem nämlichen Vergehen zu ertappen, das Du begangen hast.““ *) Und aus Furcht, daß ungeachtet meines Zutrauens und blinden Gehorsames diese Ermuthigung zu der auf persönliches Interesse gestützten Angebung, mir schmachvoll scheinen möchte, fügte der Obere hinzu: „„Ich spreche mit Dir, mein Kind, im Interesse des Seelenheiles Deines Kameraden; denn wenn er der Bestrafung entginge, würde er sich durch Ungestraftheit an das Böse gewöhnen; ertappt man ihn nun auf dem Vergehen, und ziehst Du ihm eine heilsame Züchtigung zu, so wirst Du den doppelten Vortheil haben, zu seinem Seelenheile beizutragen, und Dich von einer verdien-

*) Diese Verpflichtungen zum Spioniren, und diese abscheulichen Anreizungen zur Angebung, sind die Grundlage der von den hochwürdigen Vätern gegebenen Erziehung.
E. S.

ten Strafe zu befreien, deren Erlassung Dein Eifer für Deinen Nächsten Dir verschaffen wird.""

„Gewiß," versetzte der Pater von Aigrigny, immer bestürzter über Gabriel's Sprache, „und in Wahrheit mein lieber Sohn, ist dieß Alles übereinstimmend mit der in unsern Collegien befolgten Regel, und mit den Gewohnheiten der Mitglieder unserer Gesellschaft: „„die sich wechselseitig angeben, unbeschadet der gegenseitigen Zuneigung und christlichen Liebe, und zu ihrem größeren geistigen Fortschreiten, vorzüglich wenn der Obere es zur größern Ehre Gottes angeordnet oder verlangt hat.""*)

„Ich weiß es," rief Gabriel aus, „ich weiß es; es geschah im Namen dessen, was den Menschen das Theuerste und Heiligste ist, daß man mich so zum Bösen ermuthigte."

„Mein lieber Sohn," sagte Pater von Aigrigny, und suchte unter dem Anscheine verletzter Würde seinen geheimen und steigenden Schrecken zu verbergen, „diese Worte, von Ihnen zu mir gesprochen sind wenigstens befremdend."

In diesem Momente verließ Rodin den Kamin, auf

*) Dieß Alles ist wörtlich aus den Constitutiones des Jésuites gezogen. Examen général. Theil 2, Seite 29. (Ausgabe: Paulin, 1843.)

welchem er lehnte, und begann im Zimmer auf und ab zu gehen mit nachdenkender Miene, aber ohne aufzuhören, an seinen Nägeln zu kauen.

„Es ist mir schmerzlich," fügte der Pater von Aigrigny hinzu, „gezwungen zu sein, Sie zu erinnern, mein lieber Sohn, daß Sie die Erziehung, welche Sie erhielten, uns zu verdanken haben.

„So waren ihre Früchte, mein Pater," entgegnete Gabriel. „Bis zu jener Zeit, hatte ich die andern Kinder mit einer Art von Uneigennützigkeit belauert, aber die Befehle des Obern hatten mich zu einem weiteren Schritte auf diesem unwürdigen Wege getrieben. Ich war Angeber geworden, um einer verdienten Strafe zu entgehen. Und so groß waren mein Glaube, meine Demuth, mein Vertrauen, daß ich mich daran gewöhnte, mit Unschuld und Treuherzigkeit eine doppelt verhaßte Rolle zu spielen: einmal jedoch, ich gesteh's gequält von undeutlichen Gewissenszweifeln, den letzten Regungen edelmüthiger Gefühle, die man in mir erstickte, fragte ich mich, ob der religiöse Zweck christlicher Liebe, den man diesen Angebungen, diesem beständigen Spioniren unterschob, genüge, um mich frei zu sprechen; ich theilte meine Besorgnisse dem Oberen mit; er antwortete mir, daß ich nicht zu unterscheiden, sondern zu gehorchen hätte, und daß ihm allein die Verantwortlichkeit für meine Handlungen obliege."

„Fahren Sie fort, mein lieber Sohn," sagte der Pater von Aigrigny, unwillkürlich von einer tiefen Be=

trübniß ergriffen; „ach! ich hatte recht, mich Ihrer Reise nach Amerika widersetzen zu wollen.“

„Und die Vorsehung hat gewollt, daß in diesem neuen, fruchtbaren und freien Lande, durch einen sonderbaren Zufall über Gegenwart und Vergangenheit aufgeklärt, meine Augen sich endlich öffnen sollten,“ rief Gabriel aus. „Ja, in Amerika war's, wo ich, aus dem finstern Hause gekommen, wo ich so viele Jahre meiner Jugend verlebt hatte, und nun zum Erstenmale der göttlichen Majestät Aug' im Auge gegenüber mich befindend, inmitten ungeheurer Wildnisse, die ich durcheilte, von so viel Herrlichkeit und Größe überwältiget, geschworen habe . . .“ Gabriel unterbrach sich, und fuhr fort: „Sogleich, mein Pater, werde ich über meinen Schwur mich erklären; aber glauben Sie mir,“ fügte der Missionär mit einem überaus schmerzlichen Ausdrucke hinzu, „es war ein sehr fataler, sehr trauriger Tag, an dem ich das, was ich während so langer Zeit gepriesen und verehret hatte, fürchten und anklagen mußte. O! ich versichere Ihnen, mein Pater,“ setzte Gabriel mit thränenfeuchten Augen bei, „daß ich damals nicht über mich allein geweint habe.“

„Ich kenne die Güte Ihres Herzens, mein lieber Sohn,“ versetzte der Pater von Aigrigny, dem ein Hoffnungsschimmer tagte, als er Gabriel's Gemüthsaufregung sah; „ich fürchte, daß Sie irre geführt wurden; aber vertrauen Sie uns, als Ihren geistlichen Vätern, und ich hoffe, wir werden Ihren leider erschütterten

Glauben wieder befestigen, wir werden die Finsternisse zerstreuen, die Ihre Augen verdunkelt haben; denn, ach! mein lieber Sohn, in Ihrer Einbildung werden Sie einige Irrlichter für den reinen Glanz des Tages . . . gehalten haben. Fahren Sie fort!"

Während der Pater von Aigrigny so sprach, blieb Rodin stehen, zog eine Schreibtafel aus seiner Tasche, und schrieb einige Bemerkungen. Gabriel wurde immer blässer und bewegter; er bedurfte eines großen Muthes, so zu sprechen, wie er sprach; denn seit seiner Reise nach Amerika hatte er die furchtbare Gewalt der Gesellschaft kennen gelernt; aber da diese Erwähnung des Vergangenen, von dem Standpunkte einer aufgeklärteren Gegenwart aus in's Auge gefaßt, für den jungen Priester die Entschuldigung, oder vielmehr die Ursache des Entschlusses war, den er seinen Obern zu eröffnen gedachte, wollte er die ganze Sache auf eine loyale Weise darstellen, ungeachtet der Gefahr, welcher er wissentlich die Stirne bot. Er fuhr also mit bewegter Stimme fort: „Sie wissen es, mein Pater, das Ende meiner Kindheit, dieses glücklichen Alters der Offenheit und der unschuldigen, liebevollen Freude, verging in einer Atmosphäre von Furcht, Unterdrückung und argwöhnischem Spioniren. Ach! wie hätt' ich mich der leisesten Regung des Vertrauens und der Hingebung überlassen können, da man mir in jedem Augenblicke anempfahl, die Blicke desjenigen zu vermeiden, der mit

mir sprach, um den Eindruck besser zu verbergen, den seine Worte auf mich machen könnten, alles zu verhehlen, was ich fühlte, alles zu beobachten, alles um mich herum zu hören? So erreichte ich das Alter von fünfzehn Jahren, nach und nach wurden die sehr seltenen Besuche, welche man mir, aber stets in Gegenwart eines unserer Väter, meiner Adoptivmutter und meinem Bruder zu machen erlaubte, unterdrückt, in der Absicht, mein Herz allen süßen und zärtlichen Regungen völlig zu verschließen. Düster, furchtsam, inmitten dieses großen, traurigen, schweigsamen, eisigen Hauses, fühlte ich, daß man mich immer mehr von der wohlwollenden, freien Welt isolirte; meine Zeit theilte sich zwischen verstümmelte Studien, ohne Zusammenhang, ohne Zweck, und zwischen zahlreiche Stunden ängstlicher Verrichtungen und andächtiger Uebungen. — Aber ich frage Sie, mein Vater, suchte man jemals unsere jungen Gemüther durch Worte, die das Gepräge der Zärtlichkeit und evangelischer Liebe trugen, zu entzünden? Ach, nein! Den anbetungswürdigen Worten des göttlichen Erlösers: „„Liebet Euch einander!““ schien man diese unterschoben zu haben: „„Mißtrauet einander!““ Endlich, mein Vater, sagte man uns jemals ein Wort vom Vaterland oder von der Freiheit? Nein, o, nein! denn diese Worte machen das Herz schlagen, und das Herz soll nicht schlagen. Unsern Stunden des Studiums und der Praktik folgten, als einzige Zerstreuung, einige Spaziergänge zu Dreien,

nie zu Zweien, weil zu Dreien die wechselseitige Angebung ausführbarer ist *), und weil, da unter Zweien die Vertraulichkeit leichter entsteht, jene heiligen, hochherzigen Freundschaftsbeziehungen sich anknüpfen könnten, die auch das Herz würden schlagen machen, und das Herz soll nicht schlagen. Daher ist, durch die Unterdrückung desselben, ein Tag gekommen, an dem ich nicht mehr gefühlt habe; seit sechs Monaten hatte ich weder meinen Bruder, noch meine Adoptivmutter gesehen; sie kamen in das Collegium. Einige Jahre früher hätte ich sie mit thränengemischter Wonnetrunkenheit empfangen. Dießmal blieben meine Augen trocken, mein Herz kalt; meine Mutter und mein Bruder verließen mich ganz in Thränen; der Anblick dieses Schmerzes ergriff mich jedoch. Gewissen und Entsetzen durchschauerten mich dann vor der eisigen Gefühllosigkeit, welche sich meiner bemächtiget hatte, seitdem ich dieses Grab bewohnte. Erschrocken wollte ich es verlassen, so lange es noch in meiner Gewalt stand. Dann sprach ich mit Ihnen, mein Vater, von der Wahl eines Berufes; denn

*) Die Strenge dieser Anordnung ist in dem Jesuitencollegium so groß, daß, wenn drei Zöglinge miteinander spazierengehen, und Einer von den Dreien seine Cameraden einen Augenblick verläßt, die zwei Andern verbunden sind, sich ausser Stimmweite von einander zu entfernen, bis zur Rückkehr des Dritten.

E. S.

während dieser wenigen Momente des Erwachens hatte es mir gedünkt, von ferne das laute Treiben eines thätigen und fruchtbaren Lebens, eines arbeitsamen und freien Lebens, eines wohlwollenden, eines Familienlebens zu vernehmen. O! wie späterhin, fühlte ich das Bedürfniß der Bewegung, der Freiheit, edler und glühender Antriebe; dort hätte ich wenigstens das Leben der Seele wieder gefunden, das mich floh; ich sagte es Ihnen, mein Vater, Ihre Knie umfassend, daß ich unter Strömen von Thränen das Leben eines Handwerkers oder Soldaten beneidete; Alles wäre mir recht gewesen; da geschah es, daß Sie mir sagten, daß meine Adoptivmutter, der ich das Leben verdankte, denn sie hatte mich vor Elend sterbend gefunden, hatte mir, selbst arm, die Hälfte vom Brode ihres Kindes gegeben, bewundernswerthes Opfer für eine Mutter! da geschah es," fuhr Gabriel fort, zögernd und die Augen niederschlagend, denn er war eine von jenen edlen Naturen, die über die Niederträchtigkeiten, deren Opfer sie sind, erröthen und sich schämen; „da geschah es, mein Vater," wiederholte Gabriel nach neuem Zögern, „daß Sie mir sagten, daß meine Adoptivmutter nur einen Zweck, einen Wunsch habe, jenen . . ."

„Jenen, Sie in den geistlichen Stand treten zu sehen, mein lieber Sohn," erwiederte der Vater von Aigrigny; „indem dieses fromme und vollkommene Wesen hoffte, daß, weil sie ihr Seelenheil bewirkte, Sie das ihrige sichern würden; aber sie wagte es nicht, Ihnen

ihren Gedanken zu gestehen, befürchtend, Sie möchten eine eigennützige Absicht sehen in . . ."

„Genug, mein Pater," sagte Gabriel, den Pater von Aigrigny mit einer Regung unwillkürlicher Entrüstung unterbrechend; „es ist mir schmerzlich, Sie einen Irrthum behaupten zu hören: Françoise Baudoin hat diesen Gedanken nie gehabt . . ."

„Mein lieber Sohn, Sie sind sehr rasch in Ihren Urtheilen," versetzte der Pater von Aigrigny sanft; — „ich sage Ihnen, ich, daß dieß der einzige und alleinige Gedanke Ihrer Adoptivmutter gewesen ist."

„Gestern, mein Pater, hat sie mir Alles gesagt. Sie und ich, wir sind wechselseitig getäuscht worden."

„Also, mein lieber Sohn," sagte der Pater von Aigrigny strenge zu Gabriel; „messen Sie dem Worte Ihrer Adoptivmutter mehr Glauben bei, als dem meinigen? . . ."

„Ersparen Sie mir eine für Sie und mich peinliche Antwort, mein Pater," entgegnete Gabriel, die Augen niederschlagend.

„Werden Sie mir nun sagen," versetzte der Pater von Aigrigny ängstlich, „was Sie gedenken, mir . . ."

Der hochwürdige Pater konnte nicht ausreden. Samuel trat ein, und sagte: „Ein betagter Mann wünscht mit Herrn Rodin zu sprechen."

„Der bin ich, mein Herr, ich danke Ihnen," erwiederte der Socius, ziemlich überrascht. Dann, bevor er dem Juden folgte, überreichte er dem Pater von

Aigrigny einige mit Bleistift auf ein Blatt seiner Schreibtafel geschriebene Worte. Rodin ging hinaus, sehr unruhig, zu erfahren, wer kommen konnte, in der Straße Saint-François ihn aufzusuchen. Der Pater von Aigrigny und Gabriel blieben allein.

Viertes Kapitel.

Der Bruch.

Der Pater von Aigrigny, von tödtlicher Angst erfaßt, hatte unabsichtlich Rodin's Billet genommen, und hielt es in der Hand, ohne daran zu denken, es zu öffnen; der hochwürdige Pater fragte sich mit Schrecken, welchen Schluß Gabriel seinen Gegenbeschuldigungen hinsichtlich der Vergangenheit geben würde; er wagte es nicht, auf seine Vorwürfe zu antworten, aus Furcht, diesen jungen Priester zu erzürnen, auf dessen Haupte noch so unermeßliche Interessen ruhten. Gabriel konnte nach der Verfassung der Gesellschaft Jesu kein Eigenthum besitzen; noch mehr, der hochwürdige Pater hatte Sorge getragen, von ihm, zu Gunsten des Ordens, eine ausdrückliche Verzichtleistung auf alles Vermögen zu erlangen, das ihm dereinst zufallen könnte; aber der Beginn dieser Unterredung schien eine so bedeutende Modification in der Ansicht Gabriels von der Gesellschaft anzukündigen, daß dieser die Bande konnte zer-

reissen wollen, die ihn an sie knüpften; in diesem Falle war er gesetzlich nicht verbunden, irgend eine von seinen Verpflichtungen zu erfüllen. *) Die Schenkung war faktisch aufgehoben, und im Momente, durch den Besitz des unermeßlichen Vermögens der Familie von Rennepont so glücklich verwirklicht zu werden, waren die Hoffnungen des Paters von Aigrigny völlig und auf immer vernichtet. Unter allen Verlegenheiten, in welche der hochwürdige Pater hinsichtlich dieser Erbschaft seit einiger Zeit gerathen, war keine unvorhergesehener, schrecklicher gewesen. Sich fürchtend, Gabriel zu unterbrechen oder zu fragen, harrte der Pater von Aigrigny mit stummem Schrecken der Entwicklung dieser bis jetzt so drohenden Unterredung. Der Missionär fuhr fort:

„Es ist meine Pflicht, mein Pater, diese Darstellung meines vergangenen Lebens bis zu dem Augenblicke meiner Abreise nach Amerika fortzusetzen; Sie werden alsogleich begreifen, warum ich mir diese Verpflichtung auflege."

Der Pater von Aigrigny gab ihm ein Zeichen, zu reden.

„Einmal von dem angeblichen Wunsche meiner Adoptivmutter in Kenntniß gesetzt, entschloß ich mich,

*) Die Statuten enthalten ausdrücklich, daß die Gesellschaft aus ihrem Schooße Mitglieder ausstoßen kann, die ihr unnütz oder gefährlich scheinen; aber es ist keinem Mitgliede erlaubt, die Bande zu zerreissen, die ihn an die Gesellschaft knüpfen, wenn diese es in ihrem Interesse erachtet, ihn zu behalten. E. S.

was es mir auch kostete, ich verließ das traurige Haus, worin ich einen Theil meiner Kindheit und meiner ersten Jugend verlebt hatte, um in eines der Seminarien der Gesellschaft zu treten. Mein Entschluß war nicht von einem unwiderstehlichen religiösen Berufe eingegeben, sondern von dem Verlangen, eine heilige Schuld gegen meine Adoptivmutter abzutragen. Der wahre Geist der Religion Christi ist jedoch so belebend, daß ich von dem Gedanken mich beseelt, entflammt fühlte, die anbetungswürdigen Lehren des göttlichen Erlösers zu üben. In meiner Einbildung war ein Seminar, anstatt dem Collegium zu gleichen, worin ich bisher gewohnt, ein gesegneter Ort, wo Alles, was es Reines und Inniges in der evangelischen Brüderschaft giebt, auf das gemeinschaftliche Leben angewendet war, oder wo man, zum Beispiele, unaufhörlich die glühende Liebe zur Menschheit, die unaussprechlichen Wonnen des Erbarmens und der Duldung predigte; wo man das unsterbliche Wort Christi, in seinem weitesten, fruchtbarsten Sinne auslegte; wo endlich man sich, durch die gewohnte Ausdehnung der hochherzigsten Gefühle, zu diesem herrlichen Apostelamte vorbereitete, die Reichen und Glücklichen zum Mitleiden zu bewegen mit den Herzensängsten und Leiden ihrer Brüder, das schreckliche Elend der Menschheit ihnen enthüllend, eine erhabene und heilige Moral, welcher nichts widersteht, wenn man sie mit Thränen in den Augen prediget, mit vor Zärtlichkeit und christlicher Liebe überfließendem

Herzen!" Als Gabriel diese letztern Worte mit tiefer Rührung aussprach, wurden seine Augen feucht, sein Antlitz wiederstrahlte von engelgleicher Schönheit.

„So ist wirklich, mein lieber Sohn, der Geist des Christenthumes; aber man muß vorzüglich den Buchstaben davon studiren und auslegen," antwortete kalt der Pater von Aigrigny. „Zu diesem Studium sind die Seminare unserer Gesellschaft vorzüglich bestimmt. Die Auslegung des Buchstabens ist ein Werk der Analyse, der Disciplin, der Unterwürfigkeit, uud nicht ein Werk des Herzens und des Gefühles."

„Ich habe dieß nur zu sehr wahrgenommen, mein Pater. Bei meinem Eintritte in dieses neue Haus sah ich, ach! meine Hoffnungen getäuscht; einen Augenblick aufgethan, verschloß mein Herz sich wieder; anstatt eines Brennpunktes von Leben, Liebe und Jugend, den ich geträumt hatte, fand ich in diesem schweigsamen und eisigen Seminar den nämlichen Niederdruck jedes hochherzigen Aufschwunges, die nämliche unerbittliche Disciplin wieder, das nämliche System gegenseitiger Angebung, das nämliche Mißtrauen, die nämlichen Hindernisse jedes freundschaftlichen Verhältnisses. Daher wurde der Eifer schwächer, der einen Augenblick mein Gemüth durchglüht hatte; ich versank nach und nach in die Gewohnheiten eines trägen, passiven, maschinenmäßigen Lebens, das eine unbarmherzige Auctorität mit mechanischer Genauigkeit regelte, gerade so, wie man das seelenlose Triebwerk einer Uhr regelt." —

„Das macht, weil die Ordnung, die Unterwürfigkeit, die Regelmäßigkeit, die ersten Grundlagen unserer Gesellschaft sind, mein lieber Sohn."

„Ach! mein Pater, der Tod war's und nicht das Leben, was man so regelte; inmitten dieser Vernichtung jedes edelmüthigen Grundsatzes, weihte ich mich den Studien der Scholastik und Theologie. Düstere und traurige Studien, eine arglistige, drohende und feindliche Wissenschaft, die immer Gedanken von Gefahr, Kampf, Krieg erweckt, aber niemals Gedanken von Frieden, Fortschritt und Freiheit."

„Die Theologie, mein lieber Sohn," sagte der Pater von Aigrigny streng, „ist zugleich ein Küraß und ein Schwert; ein Küraß, um das katholische Dogma zu vertheidigen und zu schützen, ein Schwert, um die Ketzerei anzugreifen."

„Dennoch, mein Pater, haben Christus und seine Apostel diese finstere Wissenschaft nicht gekannt, und ihre einfachen und rührenden Worte erfüllten die Menschen mit neuem Leben; die Freiheit folgte der Sclaverei. Genügt das Evangelium nicht, dieses göttliche Gesetzbuch, die Menschen sich lieben zu lehren? Aber, ach! weit entfernt, uns diese Sprache hören zu lassen, unterhielt man uns zu oft mit Religionskriegen, die Ströme von Blut aufzählend, die man vergießen mußte, um dem Herrn angenehm zu seyn, und die Ketzerei zu ersäufen. Diese schrecklichen Lehren machten unser Leben noch trauriger. Je mehr wir uns der Zeit des Jüng-

lingsalters näherten, nahmen unsere Seminarverhältnisse einen Character von Bitterkeit, Eifersucht und immer wachsendem Argwohne an. Die Gewohnheiten der Angebungen, auf ernstere Beziehungen angewendet, erzeugten dumpfen Haß, tiefe Nachwehen. Ich war weder besser noch schlimmer, als die Anderen; wir Alle, seit Jahren unter das eiserne Joch des passiven Gehorsames gezwängt, jeder Prüfung, jedem freien Willen entwöhnt, demüthig und zitternd vor unsern Obern, zeigten das nämliche blasse, mürrische und verwischte Gepräge. Endlich nahm ich die Weihen: als ich Priester war, haben Sie mich eingeladen, in die Gesellschaft Jesu zu treten, oder vielmehr sah ich mich unvermerkt, fast wider mein Wissen, zu diesem Entschlusse gebracht. Auf welche Art? Ich weiß es nicht; seit so langer Zeit gehörte mein Wille mir nicht mehr an. Ich bestand alle Prüfungen; die schrecklichste war entscheidend: mehrere Monate hindurch hab' ich in meiner stillen Zelle gelebt, mit Ergebung die sonderbare und geistlose Uebung verrichtend, die Sie mir aufgetragen hatten, mein Pater. Mit Ausnahme Eurer Hochwürden nahte sich mir Niemand während dieses langen Zeitraumes; keine menschliche Stimme, außer der Ihrigen, klang in mein Ohr; bei Nacht empfand ich bisweilen unbestimmte Schrecken: mein Geist, geschwächt durch Fasten, durch Härte, durch die Einsamkeit, wurde damals von entsetzlichen Visionen befallen; ein andersmal dagegen fühlte ich eine Niedergeschlagenheit, voll von einer Art Ruhe, indem ich

bedachte, daß ich durch Ablegung meiner Gelübde mich für immer von der Bürde des Willens und Gedankens befreien würde. Dann überließ ich mich einer unüberwindlichen Schlafsucht, gleich jenen Unglücklichen, die, vom Schneegestöber überfallen, der Erstarrung eines tödlichen Schlafes nachgeben. Ich erwartete den verhängnißvollen Augenblick. Endlich, wie es die Disciplin wollte, mein Pater, erstickend in meinem Todeskampfe, *) beschleunigte ich den Augenblick, die letzte Handlung meines verscheidenden Willens, zu vollziehen: das Gelübde, auf die Ausübung meines Willens zu verzichten."

„Erinnern Sie sich, mein lieber Sohn," versetzte der Pater von Aigrigny, blaß und von zunehmender Angst gequält, „erinnern Sie sich, daß ich Ihnen am Vortage des zur Ablegung Ihrer Gelübde bestimmten Tages, nach der Satzung unserer Gesellschaft angeboten habe, zu verzichten, uns anzugehören, und Sie völlig frei zu lassen; denn wir nehmen nur freiwillig Beitretende an."

„Es ist wahr, mein Pater," erwiederte Gabriel mit schmerzlicher Bitterkeit, „als ich erschöpft wie zerschla-

*) „Etouffand dans mon agonie." Dieser Ausdruck ist wörtlich. Es ist durch die Verfassung ausdrücklich anempfohlen, diesen entscheidenden Augenblick der Prüfung zu erwarten, und die Ablegung der Gelübde zu beschleunigen.

E. S.

gen von dreimonatlicher Einsamkeit und Prüfungen, vernichtet war, unfähig, eine Bewegung zu machen, haben Sie die Thüre meiner Zelle geöffnet, und zu mir gesagt: „„Wenn Sie wollen, stehen Sie auf, gehen Sie fort, Sie sind frei."" Ach! die Kräfte gebrachen mir; der einzige Wunsch meiner trägen und seit so langer Zeit gelähmten Seele, war die Ruhe des Grabes, daher legte ich die unwiderruflichen Gelübde ab, und sank in Ihre Arme, wie eine Leiche."

„Und bis jetzt, mein lieber Sohn, ließen Sie es nie an diesem Gehorsame einer Leiche fehlen, wie ihn auch, in der That, unser glorreicher Gründer genannt hat, weil je unbedingter, desto verdienstlicher dieser Gehorsam ist."

Nach kurzem Schweigen fuhr Gabriel fort: „Sie haben mir immer, mein Pater, die wahren Zwecke der Gesellschaft verhehlt, in die ich trat. Die vollständige Aufgebung meines Willens, den ich meinen Oberen überließ, wurde zur größeren Ehre Gottes von mir verlangt; nach abgelegten Gelübden sollte ich in Ihren Händen nur mehr ein gelehriges, gehorchendes Werkzeug sein; aber ich sollte, sagten Sie mir, zu einem heiligen, schönen und großen Werke verwendet werden. Ich glaubte Ihnen, mein Pater; warum sollte ich Ihnen nicht glauben? Ich wartete, ein trauriges Ereigniß veränderte mein Geschick, eine schmerzliche Krankheit, veranlaßt durch . . ."

„Mein Sohn," rief der Pater von Aigrigny aus,

Gabriel unterbrechend, „es ist unnütz, an diese Umstände zu erinnern.“

„Verzeihen Sie mir, mein Vater, ich muß Sie an Alles erinnern; ich habe das Recht, gehört zu werden; ich will keine von den Thatsachen mit Stillschweigen übergehen, welche mir den unveränderlichen Entschluß eingegeben haben, den ich Ihnen ankündigen werde.“

„Sprechen Sie also, mein Sohn,“ sagte der Pater von Aigrigny, die Stirne runzelnd, und schien mit Schrecken zu vernehmen, was der junge Priester sagen würde, dessen bisher bleiche Wangen von lebhafter Röthe erglühten. „Sechs Monate vor meiner Abreise nach Amerika,“ fuhr Gabriel fort, die Augen niederschlagend, „haben Sie mir eröffnet, daß Sie mich zur Beichte bestimmten, und um mich zu diesem heiligen Dienste vorzubereiten, ein Buch gegeben.“ Gabriel stockte neuerdings. Seine Röthe nahm zu. Der Pater von Aigrigny unterdrückte kaum eine Regung der Ungeduld und des Zornes.

„Sie haben mir ein Buch gegeben,“ nahm der junge Priester wieder das Wort, sich selbst bezwingend, „ein Buch, die Fragen enthaltend, welche ein Beichtvater an junge Männer, an junge Mädchen, und an verheirathete Frauen richten kann, wenn sie vor dem Tribunale der Buße erscheinen. Mein Gott!!“ fügte Gabriel, bei dieser Erinnerung schaudernd, hinzu, „ich werde diesen schrecklichen Augenblick nie vergessen; es war Abend, ich ging in mein Zimmer, jenes Buch mitnehmend, ver-

faßt, wie Sie mir gesagt haben, von einem unserer Väter, und vervollständiget von einem heiligen Bischofe.*)

*) Es ist uns unmöglich, aus Achtung für die Leser, selbst nicht in lateinischer Sprache, einen Begriff von diesem schändlichen Buche zu geben. Folgendes zeigt, wie Herr Genin in seinem muthigen und vortrefflichen Werke: Des Jésuites et de l' Université, davon spricht: „Ich „fühle eine große Verlegenheit, indem ich dieses Kapitel „beginne; es handelt sich darum, ein Buch kennen zu leh„ren, das zu übersetzen unmöglich, wörtlich anzuführen „schwer ist; denn dieses Latein, verletzt die Ehrbarkeit „mit zu großer Schamlosigkeit. Jedenfalls rufe ich die „Nachsicht des Lesers an; ich verspreche ihm dagegen, so „viele Unzüchtigkeiten ihm zu ersparen, als ich vermögen „werde.“ Weiterhin, gelegentlich der durch das compendium auferlegten Fragen, ruft Herr Genin mit edler Entrüstung aus: „Was für Unterredungen werden „denn im Beichtstuhle zwischen dem Priester und einer „verheiratheten Frau gehalten? Ich verzichte darauf, von „dem Uebrigen zu sprechen.“

Endlich sagt der Verfasser der Découvertes d'un Bibliophile, nachdem er eine große Zahl von Stellen aus diesem scheußlichen Katechismus wörtlich angeführt hat: „Meine Feder sträubt sich, die Encyklopädie dieser Schändlichkeiten noch weiter wieder zu geben. Eine Art Ge„wissensbisse erschreckt mich, so weit gegangen zu sein „Ich habe gut sagen, daß ich nur abschreibe; mir bleibt „das Entsetzen, welches man fühlt, wenn man Gift be„rührt hat. Inzwischen beruhiget mich gerade dieses „Entsetzen selbst. In der Kirche Jesu Christi, nach der „von Gott eingesetzten, bewunderswürdigen Ordnung, „ist, je größer das Uebel, wenn es sich um Irrthum han„delt, desto bereiter das Gegenmittel, desto wirksamer.

Voll Ehrerbietung, Vertrauen und Glauben, öffne ich dieses Buch. Anfangs verstand ich nichts, dann endlich begriff' ich, dann wurde ich von Scham und Abscheu erfaßt, erstarrte vor Schrecken; kaum hatte ich die Kraft, mit zitternder Hand dieses abscheuliche Buch zuzumachen, und ich eilte zu Ihnen, mein Pater, mich anzuklagen, unwillkürlich die Augen auf dieses unaussprechliche Buch geworfen zu haben, das Sie mir aus Versehen in die Hände gegeben."

„Erinnern Sie sich auch, mein lieber Sohn," sagte der Pater von Aigrigny ernst, „daß ich Ihre Gewissensscrupel beschwichtigte; ich sagte Ihnen, daß ein Priester, der bestimmt ist, unter dem Beichtsiegel Alles zu hören, Alles kennen müßte, Alles erfahren, Alles zu würdigen wissen; daß unsere Gesellschaft das Lesen dieses Compendiums, als eines classischen Werkes, den jungen Diakonen, den Seminaristen und den jungen Priestern, die sich dem Beichtstuhle widmen, anbefehle."

„Ich glaubte Ihnen, mein Pater; die Gewohnheit des unbedingten Gehorsames war so mächtig in mir, die Disciplin hatte mich aller Prüfung so entwöhnt, daß ich ungeachtet meines Abscheues, den ich mir als ein schweres Vergehen vorwarf, an Ihre Worte mich erinnernd, das Buch wieder in mein Zimmer trug, und las. O! mein Pater, welche entsetzliche Offenbarung

„Die Heiligkeit der Moral kann nicht in Gefahr sein, „ohne daß die Wahrheit ihre Stimme erhebt, und sich „Gehör verschafft." E. S.

dessen, was die Unzucht in ihren Erkünstelungen höchst Verbrecherisches, höchst Zügelloses hat! Und ich war voll jugendlicher Kraft, und bisher hatten meine Unwissenheit und die Hülfe Gottes allein, in den peinlichen Kämpfen mit der Sinnlichkeit mich aufrecht erhalten. O! welche Nacht! welche Nacht!! In dem Maße, als ich inmitten der tiefen Stille meiner Einsamkeit, vor Verwirrung und Schrecken schaudernd, diesen Katechismus von gräßlichen, unerhörten, unbekannten Ausschweifungen buchstabirte, in dem Maße, als die unflätigen Schilderungen voll entsetzlicher Schlüpfrigkeit meine bisher keusche und reine Phantasie, du weißt es, mein Gott! umgaukelten, dünkte es mir, als ob ich meinen Verstand schwach werden fühlte. Ja, er schwand mir völlig, denn bald wollte ich dieses teuflische Buch fliehen, und ich weiß nicht, welche furchtbare Lockung, welche verzehrende Neugierde mich zurückhielt, daß ich keuchend, ganz außer mir, vor diesen infamen Blättern verweilte. Ich fühlte mich vor Verwirrung vergehen, vor Scham; und wieder meinen Willen entflammten meine Wangen; eine ätzende Gluth kreisete in meinen Adern, dann erschienen schreckliche Wahngebilde, meine Verrückung zu vollenden, es dünkte mir, unzüchtige Phantome aus dem verfluchten Buche auftauchen zu sehen, und ich verlor das Bewußtsein, indem ich ihren brennenden Umarmungen zu entfliehen suchte.“

„Sie sprechen von diesem Buche in tadelnswerthen Ausdrücken,“ entgegnete der Pater von Aigrigny streng

„Sie waren ein Opfer ihrer zu lebhaften Einbildungskraft; dieser müssen Sie den widrigen Eindruck beimessen, erzeugt von einem in seiner Art vortrefflichen und tadellosen, zudem von der Kirche genehmigten Buche."

„Also, mein Pater," erwiederte Gabriel mit tiefer Bitterkeit, „ich habe kein Recht mich zu beklagen, daß mein bisher unschuldiger und jungfräulicher Sinn, seitdem durch Abscheulichkeiten auf immer besudelt war, die ich nie geahnet hätte; denn ich zweifle, daß jene, die sich solcher Scheußlichkeiten schuldig machen, um Lossprechung von denselben zum Priester kommen."

„Dieß sind Fragen, welche zu beurtheilen Sie nicht befähigt sind," antwortete der Pater von Aigrigny barsch.

„Ich werde nicht mehr davon sprechen, mein Pater," sagte Gabriel, und fuhr fort: „Eine lange Krankheit folgte auf diese schreckliche Nacht; öfter, sagte man mir, fürchtete man, ich möchte den Verstand verlieren. Als ich wieder zu mir kam, erschien mir die Vergangenheit wie ein peinlicher Traum. Sie sagten mir dann, mein Pater, daß ich noch nicht reif wäre für gewisse Verrichtungen. Da war's, daß ich Sie dringend bat, mich zu den Missionen in Amerika reisen zu lassen. Nachdem Sie die Gewährung meiner Bitte lange verweigert hatten, willigten Sie ein. Ich reisete ab. Seit meiner Kindheit hatte ich immer, im Collegium wie im Seminar, in einer Lage der Unterdrückung und beständiger Unterwürfigkeit gelebt; durch die Angewöhnung,

den Kopf und die Augen zu senken, war ich so zu sagen entwöhnt, den Himmel zu betrachten, und die Herrlichkeit der Natur; welch' ein hohes, religiöses Glück empfand ich daher, als ich plötzlich inmitten der ergreifenden Größe des Meeres mich befand, als ich, während der Ueberfahrt, zwischen Meer und Himmel mich erblickte! Dann glaubte ich, aus einem Orte dichter und schwerer Finsternisse zu kommen; zum Erstenmale seit vielen Jahren fühlte ich mein Herz frei in meiner Brust schlagen! Zum Erstenmale fühlte ich mich Herr meines Gedankens, und ich wagte, mein vergangenes Leben zu prüfen, wie man von der Höhe eines Berges in die Tiefe eines dunklen Thales schaut. Dann stiegen sonderbare Zweifel in meinem Geiste auf. Ich fragte mich, mit welchem Rechte, zu welchem Zwecke man während so langer Zeit den Gebrauch meines Willens, meiner Freiheit, meiner Vernunft, unterdrückt, vernichtet habe, da doch Gott mir Freiheit, Willen, Vernunft verliehen; aber ich sagte mir, daß vielleicht die Zwecke dieses großen, schönen und heiligen Werkes, zu dem ich mitwirken sollte, mir eines Tages enthüllt, und mich für meinen Gehorsam und meine Resignation belohnen würden."

In diesem Augenblicke trat Rodin ein. Der Pater von Aigrigny fragte ihn mit einem bedeutungsvollen Blicke; der Socius näherte sich ihm, und sagte leise zu ihm, ohne daß Gabriel ihn hören konnte: „Nichts Wichtiges. Man hat mir nur gemeldet, daß der Va-

ter des Marschalls Simon in der Fabrik des Herrn Hardy angekommen sey." Dann einen Blick auf Gabriel werfend, schien Rodin den Pater von Aigrigny zu fragen, welcher mit betrübter Miene den Kopf senkte. Dennoch erwiederte er, zu Gabriel gewendet, während Rodin sich von Neuem mit den Elbogen auf den Kamin lehnte: „Fahren Sie fort, mein lieber Sohn, es drängt mich, den Entschluß zu erfahren, den Sie gefaßt haben."

„Ich werde Ihnen denselben sogleich sagen, mein Pater. Ich kam zu Charlestown an. Der Obere unserer Anstalt in dieser Stadt, dem ich meine Zweifel über den Zweck der Gesellschaft mittheilte, übernahm es, sie zu lösen; mit einer erschreckenden Freimüthigkeit enthüllte er mir das Ziel, nach welchem vielleicht nicht alle Mitglieder der Gesellschaft streben möchten, denn eine große Zahl theilt meine Unwissenheit, welches aber ihre Häupter seit der Gründung des Ordens hartnäckig verfolgt haben. Ich entsetzte mich. Ich las die Casuisten. O! mein Pater, dieß war eine neue und erschreckende Offenbarung, als ich auf jeder Seite dieser von unsern Vätern geschriebenen Bücher, die Entschuldigung, die Rechtfertigung des Diebstahles, der Verläumdung, der Nothzucht, des Ehebruches, des Meineides, des Mordes, des Königsmordes las. *) Als ich bedachte, daß ich, der Priester eines

*) Diese Behauptung hat nichts Gewagtes. Man sehe die Auszüge aus dem Compendium zum Gebrauche der Se-

Gottes der christlichen Liebe, der Gerechtigkeit, des Erbarmens und der Liebe, fortan einer Gesellschaft angehöre, deren Häupter solche Lehren bekennen und sich

---

minare, erschienen in Straßburg im Jahre 1843 unter dem Titel: Découverte d'un Bibliophile. Man wird daraus ersehen, daß die Lehre der hochwürdigen Väter Gabriel wohl erschrecken konnte.

„Der Meineid."

„Man fragt, wozu ein Mensch gehalten ist, der einen Eid auf eine erdichtete Weise und um zu täuschen geschworen hat? Antwort: Er ist zu nichts gehalten von Religions wegen, weil er keinen wahren Eid geleistet hat; aber von Justiz wegen ist er zu thun gehalten, was er auf eine erdichtete Weise und um zu täuschen geschworen hat."

„Die Nothzucht."

„Derjenige, der durch Gewalt, Drohung, Betrug, oder Zudringlichkeit seiner Bitten, eine Jungfrau verführt hat, ohne ihr die Ehe zu versprechen, ist gehalten, das junge Mädchen und dessen Eltern für allen Nachtheil zu entschädigen, der für sie daraus erfolgt ist, indem er sie aussteuert, damit sie heirathen kann, oder sie selbst heirathet, wenn er sie nicht anders entschädigen kann. Wenn jedoch sein Verbrechen völlig geheim geblieben ist, ist es wahrscheinlicher, daß vor dem inneren Richterstuhle der Verführer zu keiner Vergütung gehalten ist."

„Der Ehebruch."

„Wenn Jemand strafbare Verbindungen mit einer verheiratheten Frau unterhält, nicht weil sie verheirathet, sondern weil sie schön ist, sohin von dem

ihrer rühmen, schwur ich zu Gott, auf immer die Bande zu zerreissen, die mich an sie knüpften!"

Bei diesen Worten Gabriel's wechselten der Pater

Umstande der Verheirathung Umgang nimmt, so begründen diese Verbindungen, nach mehrern Schriftstellern, nicht die Sünde des Ehebruches, sondern der einfachen Unzucht."

„Der Selbstmord."

„Der Arzt verordnet einem Karthäuser, der von einer schweren Krankheit befallen ist, den Genuß von Fleisch, als nothwendiges Heilmittel, um einen sichern Tod zu vermeiden: ist er gehalten, dem Arzte zu gehorchen? Antwort: Die Frage ist streitig; jedoch eine verneinende Entscheidung scheint uns wahrscheinlicher, sie ist auch gewöhnlicher bei den Lehrern."

„Der Diebstahl."

„Der Diebstahl ist entschuldigt, wenn er eine verborgene Ausgleichung bildet, durch welche der Gläubiger heimlich von dem Vermögen seines Schuldners einen Werth wegnimmt, gleich dem, den man ihm schuldet."

„Der Mord."

„Es ist gewiß, daß es erlaubt ist, einen Dieb zu tödten, um Güter zu bewahren, die zum Leben nothwendig sind, weil dann der Angreifer nicht nur die Güter, sondern mittelbar das Leben selbst angreift. Aber es ist zweifelhaft, ob es erlaubt ist, denjenigen zu tödten, der ungerechter Weise Güter von großer Wichtigkeit sich bemächtiget, die aber zum Leben nicht nothwendig sind, wenn diese Güter nicht mit Erfolg vertheidiget werden können? Die Bejahung scheint wahrscheinlicher. Der Grund liegt darin, daß die

von Aigrigny und Rodin einen Blick des Entsetzens. Alles war verloren, ihre Beute entschlüpfte ihnen.

Gabriel, tief gerührt von den Erinnerungen, die er heraufbeschwor, gewahrte nicht diese Bewegung des hochwürdigen Paters und des Socius, und fuhr fort: „Ungeachtet meines Entschlusses, mein Pater, die Gesellschaft zu verlassen, war mir die Entdeckung, welche ich gemacht hatte, sehr schmerzlich. Ah! glauben Sie mir, für eine gerechte und gute Seele giebt es nichts Schrecklicheres, als das, was sie lange Zeit verehrt hat, aufgeben und verläugnen zu müssen. Ich litt so sehr, daß ich bei dem Gedanken an die Gefahren meiner Mission, mit einer geheimen Freude hoffte, daß Gott vielleicht unter diesen Umständen mich zu sich rufen würde; aber im Gegentheile hat er mit der Sorgfalt der Vorsehung für mich gewacht."

Und dieß sagend, schauderte Gabriel bei der Erinnerung an die geheimnißvolle Frau, die ihm in Amerika das Leben gerettet hatte. Dann, nach einem Augenblicke des Schweigens, fuhr er fort: „Als meine Mission beendigt war, bin ich hierher zurückgekehrt, entschlossen, Sie zu bitten, mir die Freiheit wieder zu ge-

---

christliche Liebe nicht fordert, daß Jemand einen ansehnlichen Verlust an seinen Gütern leide, um das Leben seines Nächsten zu erhalten."

„Was den Königsmord betrifft, lies Sanchez rc. rc."

E. S.

ben, und meiner Eide mich zu entbinden. Mehrmals, aber vergebens, ersuchte ich Sie um eine Unterredung, gestern wollte die Vorsehung, daß ich eine lange Unterredung mit meiner Stiefmutter hatte; durch sie hab' ich die List erfahren, deren man sich bediente, um meinen Beruf zu erzwingen, den gotteslästerlichen Mißbrauch, den man gemacht hat, um sie zu bewegen, andern Personen, die Waisen anzuvertrauen, welche eine sterbende Mutter den Händen eines loyalen Soldaten übergeben hatte. Sie begreifen es, mein Pater; wenn ich noch hätte schwanken können, diese Bande zerreissen zu wollen, das, was ich gestern erfuhr, würde meinen Entschluß unwiderruflich gemacht haben. Aber in diesem feierlichen Augenblicke, mein Pater, muß ich Ihnen sagen, daß ich nicht die ganze Gesellschaft anklage; gewiß sind viele einfache, leichtgläubige und vertrauende Männer, wie ich, Mitglieder derselben. In ihrer Verblendung, gelehrige Werkzeuge, kennen sie das Werk nicht, zu welchem man sie mitwirken läßt; ich beklage sie, und werde Gott bitten, sie zu erleuchten, wie er mich erleuchtet hat."

„Also, mein Sohn," sagte der Pater von Aigrigny aufstehend, erdfahl und vernichtet, „Sie ersuchen mich, die Bande zu zerreissen, welche Sie an die Gesellschaft knüpfen."

„Ja, mein Pater, ich habe einen Eid in Ihre Hände abgelegt, und bitte Sie, mich dieses Eides zu entbinden."

„Also, mein Sohn, Sie wollen, daß alle von Ihnen früherhin freiwillig übernommenen Verpflichtungen, als nichtig und nicht geschehen sollen betrachtet werden?“

„Ja, mein Vater.“

„Also, mein Sohn, soll fortan zwischen Ihnen und unserer Gesellschaft keine Gemeinschaft mehr bestehen?“

„Nein, mein Vater; weil ich Sie bitte, mich meiner Gelübde zu entbinden.“

„Aber Sie wissen, mein Sohn, daß die Gesellschaft Sie entbinden kann, Sie aber nicht selbst sich ihrer entbinden können?“

„Mein Schritt beweiset Ihnen, mein Vater, die Wichtigkeit, welche ich dem Eide beilege, weil ich Sie ersuche, mich desselben zu entbinden. Jedoch, wenn Sie es mir verweigern, werde ich mich nicht mehr für verpflichtet erachten, weder in den Augen Gottes, noch in den Augen der Menschen.“

„Das ist ganz deutlich,“ sagte der Pater von Aigrigny zu Rodin, und seine Stimme erstarb auf seinen Lippen, so groß war seine Verzweiflung. Plötzlich, während Gabriel mit niedergeschlagenen Augen die Antwort des Paters von Aigrigny erwartete, der regungslos und stumm da stand, schien Rodin von einem raschen Gedanken durchzuckt, und bemerkend, daß der hochwürdige Pater sein mit Bleistift geschriebenes Billet noch immer in der Hand hielt, näherte sich der Socius schnell dem Pater von Aigrigny, und sagte

zu ihm ganz leise mit einer Miene des Zweifels und der Unruhe: „Sollten Sie mein Billet nicht gelesen haben?"

„Ich habe nicht daran gedacht," erwiederte der hochwürdige Pater mechanisch.

Rodin schien eine große Anstrengung zu machen, um eine Bewegung heftigen Zornes zu unterdrücken; dann sagte er zu Pater von Aigrigny mit ruhiger Stimme: „Lesen Sie es doch, dann . . ."

Kaum hatte der hochwürdige Pater die Augen auf dieses Billet geworfen, als ein lebhafter Hoffnungsstrahl seine bisher verzweiflungsvolle Physiognomie verklärte; mit einem Ausdrucke inniger Dankbarkeit sodann die Hand des Socius drückend, sagte er mit leiser Stimme zu ihm: „Sie haben recht, Gabriel ist unser."

Fünftes Kapitel.

Die Rückkehr.

Der Pater von Aigrigny, bevor er das Wort an Gabriel richtete, sammelte sich völlig; seine so eben noch verstörte Physiognomie heiterte sich nach und nach auf. Er schien die Wirkungen der Beredsamkeit zu erwägen, zu berechnen, die er auf einen vortrefflichen, des Effektes sichern Stoff anwenden wollte, den ihm der Socius, bestürzt ob der Gefahr der Lage, in einigen schnell mit

Bleistift geschriebenen Zeilen angedeutet, und der hochwürdige Vater in seiner Niedergeschlagenheit Anfangs nicht beachtet hatte.

Rodin besetzte wieder seinen Beobachtungsposten bei dem Kamine, auf den er sich mit dem Elbogen lehnte, nachdem er auf den hochwürdigen Pater von Aigrigny einen Blick geringschätziger und zorniger Ueberlegenheit, begleitet von einem sehr bezeichnenden Zucken der Achseln, geworfen hatte. Nach dieser unwillkürlichen und zum Glücke vom Pater von Aigrigny nicht bemerkten Geberde, nahm das Leichengesicht des Socius seine eisige Ruhe wieder an; seine schlaffen, einem Augenblick von Zorn und Ungeduld gesträubten Augenlieder, fielen wieder herab, und verhüllten halb seine kleinen trüben Augen. Man muß es gestehen, der Pater von Aigrigny, ungeachtet seiner eleganten und leichten Sprache, ungeachtet der Verführung seiner auserlesenen Manieren, ungeachtet des Einnehmenden seines Gesichtes und seines Aeußern eines vollendeten und feinen Weltmannes, der Pater von Aigrigny wurde oft verdunkelt, beherrscht von der unbarmherzigen Festigkeit, von der Arglist und teuflischen Unergründlichkeit Rodin's, dieses alten, abstossenden, schmutzigen, armselig gekleideten Mannes, der doch sehr selten aus seiner demüthigen Rolle eines Secretärs und stummen Zuhörers heraustrat. Der Einfluß der Erziehung ist so mächtig, daß Gabriel, trotz des so eben eingeleiteten formellen Bruches, sich noch in Gegenwart des Paters von Aigrigny eingeschüchtert

fühlte, und mit schmerzlicher Bangigkeit die Antwort des hochwürdigen Paters auf sein ausdrückliches Gesuch, ihn seiner früheren Eide zu entbinden, erwartete. Nachdem Seine Hochwürden ohne Zweifel ihren Angriffsplan geschickt entworfen hatten, brachen sie endlich das Schweigen, stießen einen tiefen Seufzer aus, wußten ihrer eben erst noch strengen und zornverzerrten Physiognomie einen rührenden Ausdruck von Sanftmuth zu geben, und sagten zu Gabriel mit liebreicher Stimme: „Verzeihen Sie mir, mein lieber Sohn, so lange geschwiegen zu haben, aber Ihr rascher Entschluß hat mich so sehr betäubt, hat in mir so viele peinliche Gedanken erregt, daß ich während einiger Augenblicke mich sammeln mußte, um zu suchen, die Ursache Ihres Bruches zu erforschen; ich glaube, daß es mir gelungen ist. Also, mein lieber Sohn, Sie haben wohl erwogen, die Wichtigkeit Ihres Schrittes?"

„Ja, mein Pater."

„Sie sind durchaus entschlossen, die Gesellschaft zu verlassen, selbst ohne meine Genehmigung?"

„Dieß wäre mir schmerzlich, mein Pater; aber ich würde mich darein ergeben."

„Es müßte Ihnen wirklich sehr schmerzlich seyn, mein lieber Sohn; denn Sie haben freiwillig einen unwiderruflichen Eid geleistet, und dieser Eid verpflichtete Sie, nach unsern Statuten, die Gesellschaft nur mit Genehmigung Ihrer Oberen zu verlassen."

„Mein Pater, ich kannte damals, wie Sie wissen,

die Natur der Verpflichtung nicht, die ich übernahm. Jetzt, besser aufgeklärt, verlange ich, mich zurückzuziehen; mein einziger Wunsch ist, eine kleine Pfarre in irgend einem von Paris entfernten Dorfe zu erhalten. Ich fühle einen unwiderstehlichen Beruf in mir zu diesen bescheidenen und nützlichen Verrichtungen; auf dem Lande herrscht ein so gräßliches Elend, eine so betrübende Unwissenheit in Allem, was dazu beitragen könnte, die Lage des gemeinen Bauers ein wenig zu verbessern, dessen Existenz eben so unglücklich ist, wie jene der Negersclaven, denn wie ist seine Freiheit beschaffen? wie sein Unterricht? mein Gott! daß es mir scheint, ich könnte mit Gottes Hülfe in einer Dorfpfarre der Menschheit einige Dienste leisten. Es wäre mir daher schmerzlich, mein Pater, Sie mir das verweigern zu sehen was ..."

„O! beruhigen Sie sich, mein Sohn," erwiederte der Pater von Aigrigny, „ich gedenke nicht länger Ihren Wunsch zu bekämpfen, sich von uns zu trennen."

„Also, mein Pater, Sie entbinden mich meiner Gelübde?"

„Ich habe keine Macht dazu, mein lieber Sohn; aber ich will unmittelbar nach Rom schreiben, um die Ermächtigung hiezu bei unserm Generale nachzusuchen."

„Ich danke Ihnen, mein Pater."

„Bald, mein lieber Sohn, werden Sie von diesen Banden befreit seyn, welche Sie drücken, und die Männer, welche Sie mit so großer Bitterkeit verläugnen,

nicht weniger fortfahren, für Sie zu beten, damit Gott Sie vor größeren Verirrungen bewahren möge. Sie halten sich entbunden von uns, mein lieber Sohn; aber wir halten uns nicht entbunden von ihnen; bei uns vernichtet man nicht so die Gewohnheit eines väterlichen Wohlwollens. Was wollen Sie? Wir betrachten uns gegen unsere Geschöpfe selbst durch die Wohlthaten verpflichtet, womit wir sie überhäuft haben. Sie waren arm, und Waise. Wir haben Ihnen die Hand gereicht, eben so sehr wegen der Theilnahme, die Sie verdienten, mein lieber Sohn, als um Ihrer vortrefflichen Adoptivmutter eine allzu schwere Last zu ersparen."

„Mein Vater," sagte Gabriel mit verhaltener Gemüthsaufregung, „ich bin nicht undankbar."

„Ich will es glauben, mein lieber Sohn; viele Jahre hindurch haben wir Ihnen, wie unserm vielgeliebten Kinde, geistige und körperliche Nahrung gegeben; heute gefällt es Ihnen, uns zu verläugnen, zu verlassen; nicht nur willigen wir ein; jetzt, da ich die wahre Ursache Ihres Bruches durchschaut habe, ist es meine Pflicht, Sie Ihrer Eide zu entbinden."

„Von welcher Ursache wollen Sie sprechen, mein Vater?"

„Ach! mein lieber Sohn, ich begreife Ihre Furcht. Zur Zeit drohen uns Gefahren. Sie wissen es wohl."

„Gefahren, mein Vater?" rief Gabriel aus.

„Es ist unmöglich, mein lieber Sohn, daß Sie es nicht wüßten, daß seit dem Sturze unserer legitimen

Herrscher, unserer natürlichen Stützen, die revolutionäre Gottseligkeit immer drohender wird; man überhäuft uns mit Verfolgungen. Daher, mein lieber Sohn, begreife und würdige ich, wie ich muß, den Grund, der unter solchen Umständen Sie bewegt, sich von uns zu trennen."

„Mein Pater!" rief Gabriel mit eben so viel Entrüstung als Schmerz aus, „Sie denken dieß nicht von mir. Sie können es nicht denken."

Der Pater von Aigrigny, ohne auf Gabriel's Protestation Rücksicht zu nehmen, fuhr in der Schilderung erdichteter Gefahren der Gesellschaft fort, die, weit entfernt gefährdet zu seyn, bereits anfing, heimlich ihres Einflußes sich wieder zu bemächtigen.

„O! wenn unsere Gesellschaft allmächtig wäre, wie sie es noch vor wenigen Jahren war," nahm also der hochwürdige Pater wieder das Wort, „wenn sie von Ehrerbietung und Huldigungen umgeben wäre, welche die wahren Gläubigen ihr schuldig sind, ungeachtet so vieler abscheulichen Verleumdungen, womit man uns verfolgt, dann vielleicht, mein lieber Sohn, hätten wir geschwankt, Sie Ihrer Eide zu entbinden, Ihre Augen dem Lichte zu öffnen, Sie dem verderblichen Taumel zu entreißen, dessen Beute Sie sind; aber jetzt, da wir schwach, unterdrückt, von allen Seiten bedroht sind, ist es unsere Pflicht, liegt es in unserer christlichen Liebe, Sie nicht zur Theilung der Gefahren zu zwingen, denen Sie sich klüglich entziehen wollen."

Diese Worte sprechend, warf der Pater von Aigrigny einen raschen Blick auf seinen Socius, der durch einen billigenden Wink antwortete, begleitet von einer Bewegung der Ungeduld, welche zu sagen schien: Nur weiter! Nur weiter! Gabriel war erschüttert; es gab auf der Welt kein edelmüthigeres, loyaleres, muthigeres Herz, als das seinige. Man urtheile, was er leiden mußte, als er seinen Entschluß so deuten hörte. „Mein Pater," erwiederte er mit gerührter Stimme, die Augen voll Thränen, „Ihre Worte sind grausam, sind ungerecht, denn, Sie wissen es, ich bin nicht feige."

„Nein," sagte Rodin mit seiner kurzen und einschneidenden Stimme, indem er sich zu Pater von Aigrigny wendete, und ihm Gabriel mit einem geringschätzigen Blicke wies, „Ihr lieber Herr Sohn ist vorsichtig."

Bei diesen Worten Rodin's schauderte Gabriel; eine leichte Röthe färbte seine bleichen Wangen; seine großen blauen Augen erglänzten von hochherziger Entrüstung; dann, treu den Vorschriften der Resignation und christlicher Demuth, bezwang er diesen Moment der Aufwallung, neigte den Kopf, und schwieg, zu bewegt um zu antworten, und trocknete eine heimliche Thräne. Diese Thräne entschlüpfte dem Socius nicht; er hielt es ohne Zweifel für ein günstiges Zeichen; denn er wechselte wiederholt einen Blick der Zufriedenheit mit dem Pater von Aigrigny. Dieser war eben im Begriffe, einer sehr wichtigen Angelegenheit zu erwähnen; daher, trotz seiner Herrschaft über sich, seine Stimme

ein wenig bebte, als er von einem Blicke Rodin's, der außerordentlich aufmerksam wurde, so zu sagen ermuthiget, fortgedrängt, zu Gabriel sagte:

„Noch ein anderer Grund verpflichtet uns, nicht zu zögern, Sie Ihrer Eide zu entbinden, mein lieber Sohn es ist eine Sache von größtem Zartgefühle. Sie haben wahrscheinlich gestern von Ihrer Adoptivmutter erfahren, daß Sie vielleicht berufen würden, eine Erbschaft in Empfang zu nehmen, deren Betrag man nicht kennt.“

Gabriel hob rasch den Kopf empor, und sagte zu Pater von Aigrigny: „Meine Adoptivmutter hat, wie ich es Herrn Rodin bereis betheuerte, nur ihre Gewissenszweifel mir anvertraut, und ich weiß durchaus nichts von der Existenz der Erbschaft, von der Sie reden mein Pater.“ Der Ausdruck von Gleichgültigkeit, womit der junge Priester diese Worte sprach, wurde von Rodin bemerkt.

„Es mag sein,“ erwiederte der Pater von Aigrigny; „Sie wußten es nicht, ich will es glauben, obgleich aller Anschein dahin zielt, das Gegentheil zu beweisen, zu beweisen endlich, daß die Kenntniß von dieser Erbschaft gleichfalls Ihrem Entschlusse, sich von uns zu trennen, nicht fremd ist.“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Pater.“

„Es ist doch sehr einfach, nach meiner Ansicht hat Ihr Bruch zwei Beweggründe: zunächst weil wir bedroht sind, und Sie es für vorsichtig erachten, uns zu verlassen.“

„Mein Pater.“

„Erlauben Sie mir auszureden, mein lieber Sohn, und zum zweiten Beweggrunde überzugehen; wenn ich mich täusche werden Sie antworten. Die Sache verhält sich so: Früherhin, und in der Voraussetzung, daß Ihre Familie, deren Geschick Sie nicht kannten, Ihnen einiges Vermögen hinterließe, hatten Sie, zur Vergütung der Sorgfalt, welche die Gesellschaft Ihnen erwiesen, hatten Sie, sag' ich, eine künftige Schenkung dessen gemacht, was Sie besitzen könnten, nicht für uns sondern für die Armen, deren geborene Vormünder wir sind.“

„Wohlan! mein Pater,“ erwiederte Gabriel, der noch nicht wußte, wohin diese Einleitung zielte.

„Wohlan, mein lieber Sohn, nun, da Sie sicher sind, einiger Wohlhabenheit sich zu erfreuen, wollen Sie ohne Zweifel, indem Sie sich von uns trennen, diese von Ihnen zu einer andern Zeit gemachte Schenkung für ungültig erklären.“ „Um gerade heraus zu sprechen, Sie brechen Ihren Eid, weil wir verfolgt sind, und weil Sie Ihr Geschenk zurücknehmen wollen,“ fügte Rodin mit spitzigem Tone bei, wie um auf eine erschöpfende und brutale Weise Gabriel's Verhältniß zur Gesellschaft Jesu in Kürze darzustellen.

Bei dieser niederträchtigen Beschuldigung, konnte Gabriel nur die Hände und Augen zum Himmel erheben, mit einem herzzerreißenden Tone ausrufend: „O! mein Gott!!! mein Gott!“

Der Pater von Aigrigny, nachdem er einen Blick des Einverständnisses mit Rodin gewechselt hatte, sagte zu diesem in einem ernsten Tone, um zu scheinen, als verweise er ihm seine allzu rauhe Freimüthigkeit: „Ich glaube, daß Sie zu weit gehen; unser lieber Sohn hätte auf die listige und feige Art handeln können, von der Sie sprechen, wenn er von seinem Verhältnisse als Erbe unterrichtet gewesen wäre; aber da er das Gegentheil behauptet, muß man es glauben, ungeachtet des Anscheines."

„Mein Pater," sagte endlich Gabriel, blaß, bewegt, zitternd, und seine schmerzliche Entrüstung bekämpfend, „ich danke Ihnen, daß Sie Ihr Urtheil wenigstens aussetzen. Nein, ich bin nicht feige; denn Gott ist mein Zeuge, daß ich die Gefahren nicht kannte, welche Ihre Gesellschaft bedrohen; nein, ich bin nicht arglistig, nein, ich bin nicht habsüchtig; denn Gott ist mein Zeuge, daß ich erst in diesem Augenblicke von Ihnen erfahre, mein Pater, es sei möglich, daß ich berufen werde, eine Erbschaft zu erheben, und daß . . ."

„Ein Wort, mein lieber Sohn, ich bin kürzlich von diesem Verhältnisse durch den größten Zufall von der Welt in Kenntniß gesetzt worden," erwiederte der Pater von Aigrigny, Gabriel unterbrechend. „Und dieß durch die Familienpapiere, welche Ihre Adoptivmutter ihrem Beichtvater eingehändiget hatte, und die uns seit Ihrem Eintritte in unser Collegium anvertraut worden sind. Kurze Zeit vor Ihrer Rückkehr aus Amerika,

als die Archive der Gesellschaft geordnet wurden, ist Ihr Akt in die Hände unsers hochwürdigen Pater Prokurators gerathen; man hat ihn geprüft, und somit erfahren, daß Einer Ihrer väterlichen Vorfahren, dem das Haus gehörte, worin wir sind, ein Testament hinterlassen habe, welches heute Mittags zwölf Uhr eröffnet werde. Gestern Abend noch hielten wir Sie für Einen von den Unserigen; unsere Statuten wollen, daß wir nichts eigenthümlich besitzen; Sie haben diese Statuten durch eine Schenkung zu Gunsten des Erbtheiles der Armen gestärkt, das wir verwalten. Also waren es nicht mehr Sie, sondern die Gesellschaft, welche, in meiner Person, anstatt Ihrer und an Ihrer Stelle, als Erbin auftrat, mit Ihren Rechtsansprüchen versehen, die ich hier, ganz genügend habe. Aber nun, mein lieber Sohn, da Sie sich von uns trennen, ist es an Ihnen, aufzutreten; wir kamen nur als Bevollmächtigte der Armen hierher, denen Sie früherhin auf eine gottesfürchtige Weise die Güter überlassen hatten, die Sie dereinst besitzen könnten. Jetzt dagegen ändert die Hoffnung einigen Vermögens Ihre Gesinnungen; es steht Ihnen frei; nehmen Sie Ihre Geschenke zurück!"

Gabriel hatte den Pater von Aigrigny mit einer schmerzlichen Ungeduld angehört; daher rief er aus: „Sie, mein Pater, Sie halten mich für fähig, eine freiwillig zu Gunsten der Gesellschaft gemachte Schenkung, um mich meiner Schuldigkeit gegen sie hinsichtlich der mir großmüthig gegebenen Erziehung zu entledigen, zu

widerrufen? Sie endlich halten mich für niederträchtig genug, mein Wort abzuläugnen, weil ich vielleicht ein bescheidenes Erbtheil besitzen werde?"

„Dieses Erbtheil, mein lieber Sohn, kann unbedeutend, kann auch beträchtlich sein."

„Ei, mein Vater, wenn es sich von einem königlichen Vermögen handelte," rief Gabriel mit edler und stolzer Gleichgültigkeit aus, „würde ich nicht anders sprechen, und ich habe, glaub' ich, das Recht, daß man mir glaube; hören Sie also meinen wohlgefaßten Entschluß. Die Gesellschaft, welcher ich angehöre, läuft Gefahr, sagten Sie? Ich werde mich von diesen Gefahren überzeugen: wenn sie drohend sind, fest nun in meinem Entschlusse, der, moralisch, von Ihnen mich trennt, mein Vater, werde ich warten, um nach dem Ende Ihrer Gefahren von Ihnen zu scheiden. Was diese Erbschaft betrifft, nach der man mich für so begierig hält, überlasse ich Ihnen dieselbe förmlich, mein Vater, wie ich hiezu früherhin freiwillig mich verpflichtet habe; mein ganzes Verlangen ist nur, daß dieses Vermögen zur Unterstützung der Armen verwendet werde. Ich weiß nicht, wie groß dieses Vermögen ist; aber, klein oder groß, es gehört der Gesellschaft, weil ich nur ein Wort habe. Ich hab' es Ihnen gesagt, mein Vater, mein einziger Wunsch ist, eine bescheidene Pfarre in irgend einem armen Dorfe zu erhalten, ja, vorzüglich in einem armen, weil dort meine Dienste nützlicher sein werden. Also, mein Vater, wenn ein Mann, der

in seinem Leben nie gelogen hat, betheuert, daß er sich nur nach einer so bescheidenen, so uneigennützigen Existenz sehne, muß man ihn, glaub' ich, für unfähig halten, aus Habsucht die Geschenke zurückzunehmen, die er gemacht hat."

Der Pater von Aigrigny hatte nun eben so große Mühe, seine Freude zu bezähmen, als er kurz zuvor Mühe hatte, seinen Schrecken zu verheimlichen; dennoch schien er ziemlich ruhig, und sagte zu Gabriel: „Ich erwartete nichts Geringeres von Ihnen, mein lieber Sohn."

Dann winkte er Rodin, um ihn zu bewegen, in das Mittel zu treten. Dieser verstand seinen Obern vollständig; er verließ den Kamin, näherte sich Gabrie stützte sich auf einen Tisch, auf dem man ein Schreibezeug und Papier sah; dann, auf dem Pulte mit den Spitzen seiner knochigen Finger mit platten und schmutzigen Nägeln, mechanisch zu trommeln beginnend, sagte er zu Pater von Aigrigny: „Alles dieß ist schön und gut; aber Ihr lieber Herr Sohn gibt Ihnen als einzige Bürgschaft seines Versprechens, einen Eid, und dieß ist wenig."

„Mein Herr!" rief Gabriel aus.

„Erlauben Sie," erwiederte Rodin gelassen, „da das Gesetz unsere Existenz nicht anerkennt, kann es auch die zu Gunsten der Gesellschaft gemachten Geschenke nicht anerkennen. Sie können also morgen zurücknehmen, was Sie heute werden gegeben haben."

101 101

„Und mein Eid, mein Herr!“ rief Gabriel aus.

Rodin schaute ihn starr an, und erwiederte ihm: „Ihr Eid? aber Sie haben auch der Gesellschaft den Eid ewigen Gehorsams geleistet; Sie haben geschworen, sich nie von ihr zu trennen; und welches Gewicht hat dieser Eid heute für Sie?“

Gabriel war einen Augenblick verlegen; doch bald fühlend, wie falsch Rodin's Vergleich war, erhob er sich ruhig und würdig, setzte sich an das Schreibepult, nahm dort eine Feder und Papier, und schrieb, was folgt:

„Vor Gott, der mich sieht und hört, vor Ihnen, „hochwürdiger Pater von Aigrigny und Herr Rodin, „Zeugen meines Schwures, erneuere ich jetzt frei und „aus eigenem Willen die gänzliche und unbedingte Schen-„kung, welche ich der Gesellschaft Jesu in der Person „des hochwürdigen Paters von Aigrigny von allen Gü-„tern gemacht habe, die mir gehören werden, was auch „der Werth dieser Güter seyn möge. Ich schwöre, bei „Strafe der Infamie, dieses unwiderrufliche Versprechen „zu halten, dessen Erfüllung ich in meiner Seele und „in meinem Gewissen, als die Tilgung einer Schuld der „Dankbarkeit und einer heiligen Pflicht betrachte. Da „diese Schenkung zum Zwecke hat, frühere Gefälligkeiten „zu belohnen, und den Armen zu Hülfe zu kommen, so „kann die Zukunft, wie sie auch seyn möge, nichts da-„ran ändern; selbst insoferne als ich weiß, daß ich einst „die Aufhebung der Verfügung, die ich jetzt mit mei-„nem vollen Willen treffe, dereinst gesetzlich verlan-

„gen könnte, erkläre ich, daß, wenn ich jemals dächte, „in welcher Lage es auch wäre, sie zu widerrufen, ich „die Verachtung und den Abscheu ehrlicher Leute ver„dienen würde. Zur Beglaubigung dessen hab' ich dieß „geschrieben am 13. Februar 1832 zu Paris, im Au„genblicke der Eröffnung des Testamentes von einem „meiner väterlichen Vorfahren.

„Gabriel von Rennepont."

Dann, sich erhebend, überreichte der junge Priester diese Urkunde Rodin ohne ein Wort zu sagen. Der Socius las aufmerksam, und versetzte, immer unfühlend, indem er Gabriel anschaute: „Wohlan! dieß ist ein geschriebener Eid . . . das ist Alles."

Gabriel war betäubt ob Rodin's Keckheit, der ihm zu sagen wagte, daß die Urkunde, worin er die Schenkung auf eine so loyale, so großmüthige, so freiwillige Weise erneuert hatte, keinen genügenden Werth besitze. Der Socius brach zuerst das Schweigen, und sagte mit seiner kalten Unverschämtheit, zu Pater von Aigrigny sich wendend: „Von zwei Fällen einer: entweder hat Ihr lieber Herr Sohn Gabriel die Absicht, diese Schenkung unbedingt gültig und unwiderruflich zu machen, oder . . ."

„Mein Herr," rief Gabriel aus, kaum sich bezähmend und Rodin unterbrechend, „ersparen Sie sich und ersparen Sie mir eine schimpfliche Voraussetzung."

„Nun denn," erwiederte Rodin, immer unfühlend, „da Sie vollkommen entschlossen sind, diese Schenkung

ernstlich zu machen, welche Einwendung hätten Sie dagegen, daß sie gesetzlich verbürgt würde?"

„Keine, mein Herr," entgegnete Gabriel bitter, „da mein geschriebenes und beschworenes Wort Ihnen nicht genügt."

„Mein lieber Sohn," sagte der Pater von Aigrigny liebreich, „wenn es sich nur um eine zu meinem Vortheile gemachte Schenkung handelte, glauben Sie, daß wenn ich sie annähme, ich Ihr Wort für meine allerbeste Bürgschaft halten würde. Aber hier ist es eine andere Sache: ich erscheine, so wie ich es Ihnen gesagt habe, als der Bevollmächtigte der Gesellschaft, oder vielmehr als der Vormund der Armen, denen Ihre großmüthige Ueberlassung frommen wird; man könnte also, im Interesse der Menschenfreundlichkeit, diese Urkunde nicht genug mit gesetzlichen Bürgschaften versehen, damit daraus für unsere unglücklichen Schützlinge eine Gewißheit erfolge, anstatt einer unbestimmten Hoffnung, welche die mindeste Willensänderung umstürzen kann, und dann . . . endlich kann Gott Sie zu sich rufen, in jedem Augenblicke. Und wer sagt, daß Ihre Erben sich geneigt zeigen werden, den Schwur zu halten, den Sie gethan haben?"

„Sie haben recht, mein Vater," sagte Gabriel traurig; „ich habe an diesen, doch so wahrscheinlichen Todesfall nicht gedacht."

In diesem Augenblicke öffnete Samuel die Thüre des Zimmers, und sagte: „Meine Herren, der Notar

ist so eben gekommen, darf ich ihn hierher führen? — Schlag zehn Uhr wird Ihnen die Thüre des Hauses geöffnet werden."

„Es wird uns um so angenehmer seyn, den Herrn Notar zu empfangen," sagte Rodin, „als wir mit ihm zu verhandeln haben; haben Sie die Güte, ihn zu bitten, einzutreten."

„Ich will ihn sogleich davon in Kenntniß setzen, mein Herr," sagte Samuel, und ging hinaus.

„Der Notar kommt eben recht," sagte Rodin zu Gabriel. „Wenn Sie noch die nämlichen Gesinnungen haben, können Sie vor diesem öffentlichen Beamten Ihre Schenkung in Ordnung bringen, und sich somit von einer großen Last für die Zukunft befreien."

„Mein Herr," sagte Gabriel, „was auch geschehe, ich werde mich eben so unwiderruflich durch diesen geschriebenen Eid verpflichtet erachten, den aufzubewahren ich Sie bitte, mein Pater," — und Gabriel gab das Papier dem Pater von Aigrigny; „als ich durch die authentische Urkunde mich verpflichtet erachten werde, die ich unterzeichnen will," fügte er bei, zu Rodin gewendet.

„Stille, mein lieber Sohn, da ist der Notar," sagte der Pater von Aigrigny. In der That erschien der Notar im Zimmer. Während der Unterredung, die dieser öffentliche Beamte mit Rodin, Gabriel und dem Pater von Aigrigny pflegen wird, werden wir den Leser in das Innere des zugemauerten Hauses führen.

Sechstes Kapitel.

Der rothe Saal.

Wie Samuel es gesagt hatte, war die Eingangs-Thüre des zugemauerten Hauses vom Mauerwerke, von der Bleiplatte und dem eisernen Rahmen, die es verrammelten, befreiet worden; ihre Felder von geschnitztem Eichenholze erschienen eben so unversehrt, wie an dem Tage, an welchem sie der Einwirkung der Luft und der Zeit waren entzogen worden. Die Arbeits-Leute, nachdem sie diese Aufbrechung beendiget hatten, waren auf der Freitreppe stehen geblieben, eben so ungeduldig neugierig, wie der Schreiber des Notars, der ihre Arbeiten überwacht hatte, bei der Eröffnung dieser Thüre gegenwärtig zu seyn; denn sie sahen Samuel langsam durch den Garten kommen, in der Hand einen großen Bund Schlüssel haltend.

„Jetzt, meine Freunde," sagte der Greis, als er am Fuße der Freitreppe stand, „ist Ihre Arbeit zu Ende; der Principal des Herrn Schreibers ist beauftragt, Euch zu bezahlen; ich habe Euch nur noch an das Hausthor zu begleiten."

„Gehen Sie doch, mein wackerer Mann," rief der Schreiber aus; „Sie denken nicht daran; da sind wir im interessantesten, neugierigsten Augenblicke: ich und diese braven Maurer, wir brennen vor Sehnsucht, das Innere dieses geheimnißvollen Hauses zu sehen, und Sie

hätten das Herz, uns fortzuschicken? Das ist unmöglich . . ."

„Ich bedauere sehr, dazu gezwungen zu seyn, mein Herr; aber ich muß; ich soll zuerst und schlechterdings allein in diese Wohnung treten, bevor ich die Erben zur Eröffnung des Testamentes hineinführe."

„Aber wer hat Ihnen diese lächerlichen und grausamen Befehle gegeben?" rief der Schreiber sonderbar mißvergnügt aus.

„Mein Vater, mein Herr."

„Gewiß ist nichts achtungswerther; aber seyen Sie ein gutmüthiger Mann, mein würdiger Aufseher, mein vortrefflicher Aufseher," fuhr der Schreiber fort; „lassen Sie uns nur einen Blick durch die halbgeöffnete Thüre werfen!"

„O! ja, mein Herr, nur einen Blick," fügten die Genossen von der Mauerkelle mit flehender Miene bei.

„Es ist mir unangenehm, es Ihnen zu versagen, meine Herren," entgegnete Samuel; „aber ich werde diese Thüre nur aufmachen, wenn ich allein bin."

Da die Maurer die Unbeugsamkeit des Greises sahen, stiegen sie mit Bedauern die Stufen der Treppe hinab; aber der Schreiber unternahm es, das Terrain Schritt für Schritt zu bestreiten, und rief aus: „Ich warte auf meinen Principal; ich verlasse dieses Haus nicht ohne ihn; er kann meiner bedürfen; ob ich nun auf dieser Freitreppe oder anderswo bleibe, daran liegt Ihnen wenig, mein würdiger Aufseher."

Der Schreiber wurde in seinem Ansinnen durch seinen Principal unterbrochen, der ihm aus dem Hintergrunde des Hofes mit einer Geschäftsmiene zurief:

„Herr Piston! schnell! Herr Piston, kommen Sie sogleich!"

„Zum Teufel, was will er?" rief der Schreiber wüthend aus; „da ruft er mir gerade in dem Augenblicke, da ich vielleicht ein wenig etwas gesehen hätte."

„Herr Piston," fuhr die Stimme, sich nähernd, fort, „hören Sie mich denn nicht?"

Während Samuel die Maurer fortbegleitete, sah der Schreiber, durch die Wendung eines dichten Gehölzes von grünen Bäumen seinen Principal, unbedeckten Kopfes und absonderlich sinnender Miene, erscheinen und herbeieilen. Der Schreiber mußte also die Freitreppe hinabsteigen, um auf den Zuruf des Notars zu antworten, zu dem er sich in sehr übler Laune begab.

„Aber, mein Herr," sagte Herr Dumesnil, „ich rufe nun schon eine Stunde mit unbedecktem Kopfe."

„Mein Herr, ich hörte nicht," erwiederte Herr Piston.

„Dann müssen Sie taub sein. Haben Sie Geld bei sich?"

„Ja, mein Herr," antwortete der Schreiber ziemlich überrascht.

„Nun denn, laufen Sie sogleich zum nächsten Stempelamte, und holen Sie mir drei oder vier große Stempelbogen, um eine Urkunde zu errichten. Laufen Sie, es ist sehr dringend."

„Ja, mein Herr," sagte der Schreiber, indem er einen Blick verzweifelnden Bedauerns auf die Thüre des vermauerten Hauses warf.

„Aber eilen Sie doch, Herr Piston," entgegnete der Notar.

„Mein Herr, ich weiß nicht, wo ich Stempelpapier finden werde."

„Da ist der Aufseher," sagte Herr Dumesnil. „Er wird es Ihnen ohne Zweifel sagen können." Wirklich kam Samuel zurück, nachdem er die Maurer bis an die Hausthüre begleitet hatte.

„Mein Herr," fragte ihn der Notar, „wollen Sie mir sagen, wo man Stempelpapier bekommen könnte?"

„Hier nebenan, mein Herr," antwortete Samuel, „bei dem Tabakskrämer in der Straße Vieille-du Temple, Nummer 17.

„Sie hören, Herr Piston?" sagte der Notar zu seinem Schreiber; „Sie werden welches bei dem Tabakskrämer in der Straße Vieille-du-Temple Nummer 17 bekommen. Laufen Sie schnell; denn diese Urkunde muß gleich auf der Stelle errichtet werden, und vor Eröffnung des Testamentes; die Zeit drängt."

„Sehr wohl, mein Herr, ich will mich beeilen," antwortete der Schreiber verdrießlich. Und er folgte seinem Herrn, der eilig wieder in das Zimmer sich begab, worin er Rodin, Gabriel und den Pater von Aigrigny gelassen hatte. Während dieser Zeit war Samuel die Stufen der Freitreppe erklimmend, vor der so eben erst

von Stein, Eisen und Blei, die sie verstopften, befreiten Thüre angekommen. Mit tiefer Rührung steckte der Greis, nachdem er in seinem Schlüsselbunde denjenigen gesucht hatte, den er brauchte, den Schlüssel in das Schloß, und ließ die Thüre sich in ihren Angeln drehen. Alsogleich fühlte er sich im Gesichte von einem schnellen Anpralle feuchter und kalter Luft getroffen, jener gleich die aus einem plötzlich geöffneten Keller hervorweht. Nachdem der Jude die Thüre von innen sorgfältig und doppelt abgeschlossen hatte, ging er in der Hausflur voran, die von einer Art kleeförmigen Fensters, über der Thürwölbung angebracht, erleuchtet wurde; die Scheiben hatten durch die Länge der Zeit ihre Durchsichtigkeit verloren, und glichen seines Glanzes beraubtem Glase. Diese Hausflur mit abwechselnd weißen und schwarzen Marmorrauten gepflastert, war weit räumig schallend, und bildete das Gehäuse einer großen Treppe, die in das erste Stockwerk führte. Die Mauern von geglättetem und flachem Steine, zeigten nicht die geringste Spur von Verwitterung oder Feuchtigkeit; das Geländer von geschmiedetem Eisen hatte nicht den mindesten Rostflecken; es war über der ersten Stufe an den Schaft einer Säule von grauen Granit geschweißt, die eine Statue von schwarzem Marmor trug, vorstellend einen Neger, einen Fackelstuhl tragend. Der Anblick dieses Gesichtes war seltsam; seine Augäpfel waren von weißem Marmor. Das Geräusch des gewichtigen Ganges des Juden, wiederhallte unter der hohen

Bayerische Staatsbibliothek München

Kuppel dieser Hausflur; den Enkel von Isaak Samuel beschlich ein melancholisches Gefühl, indem er daran dachte, daß die Tritte seines Großvaters ohne Zweifel die letzten waren, die in dieser Wohnung ertönten, deren Thüren er hundertfünfzig Jahre früher verschlossen hatte; denn der treue Freund, zu dessen Gunsten Herr von Rennepont den Scheinverkauf dieses Hauses gemacht, hatte sich dieses unbeweglichen Gutes entäußert, um es auf den Namen des Großvaters von Samuel zu übertragen, der es so auf seine Nachkommen brachte, als hätte es sich um sein Erbe gehandelt. Zu diesen Gedanken, in welche Samuel versank, hatte sich die Erinnerung an das Licht gesellt, das er am Morgen durch die sieben Oeffnungen der Bleikappe des Belvedere gesehen; daher konnte der Greis, ungeachtet der Festigkeit seines Charakters, sich nicht enthalten, zu schaudern, als er, nachdem er einen zweiten Schlüssel von seinem Bunde genommen, einen Schlüssel, auf dessen Bezeichnungszettel man las: „Schlüssel des rothen Saales," eine große Thüre mit zwei Flügeln öffnete, die in die inneren Gemächer führte."

Das Fenster, das einzige unter allen im Hause, welches offen gewesen war, erleuchtete dieses große Gemach, mit Damast ausgeschlagen, dessen dunkelpurpurrothe Farbe nicht die mindeste Veränderung erlitten hatte; ein dicker türkischer Teppich bedeckte den Fußboden; große Armstühle von vergoldetem Holze im ernsten Style des Jahrhunderts Ludwigs **XIV.**, waren die

Wände entlang symmetrisch gestellt; eine zweite Thüre, in ein anderes Zimmer führend, stand der Eingangsthüre gegenüber; ihr Getäfel, wie das Karnieß, welches den Plafond umrahmte, war weiß, durch kleine Leisten und Gesimse von geglättetem Golde erhöht. Auf jeder Seite dieser Thüre waren zwei große Möbel von Boulle, mit Kupfer und Zinn eingelegt, welche Garnituren von Gefäßen von Seladon trugen; das Fenster, drapirt mit schweren Vorhängen von fransigem Damaste, überragt von einem ausgeschnittenen Kranze, von dem jeder Zacken in eine seidene Eichel auslief, stand dem Kamine von dunkelblauem Marmor gegenüber, geziert mit Gesimsstäbchen von ciselirtem Kupfer. Reiche Kandelaber und eine Pendeluhr vom nämlichen Style, wie die Zimmergeräthe, wiederstrahlten im Venetianerspiegel mit abgeschliffenen Rändern. Ein großer runder Tisch, mit einem Teppiche von carmesinrothem Sammet überdeckt, stand in der Mitte dieses Saales.

Indem Samuel sich diesem Tische näherte, sah er ein Blatt Velinpapier, mit diesen Worten beschrieben:

„In diesem Saale wird mein Testament eröffnet; die andern Gemächer sollen bis nach dem Lesen meines letzten Willens geschlossen bleiben. M. von R.“

„Ja,“ sagte der Jude, mit Rührung diese seit so langer Zeit geschriebenen Zeilen betrachtend. „Diese Anempfehlung ist auch dieselbe, die mir von meinem

Bayerische Staatsbibliothek München

Vater gemacht wurde; denn es scheint, daß die andern Gemächer dieses Hauses mit Gegenständen angefüllt sind, an denen Herrn von Rennepont sehr viel gelegen war, nicht ihres Werthes, sondern ihres Ursprunges wegen, und daß der Trauersaal eine sonderbare und geheimnißvolle Sache ist."

„Aber," fügte Samuel hinzu, indem er aus der Tasche seines weiten Oberrockes ein Verzeichniß zog, in einem Umschlage von schwarzem Sagrin, versehen mit einer kupfernen Schließe mit Schloß, von dem er den Schlüssel abzog, nachdem er es auf den Tisch gelegt hatte, „hier ist der Bestand der Werthe in der Kasse, und es ist mir aufgetragen worden, ihn vor Ankunft der Erben hierher zu bringen."

Das tiefste Schweigen herrschte in diesem Saale in dem Augenblicke, da Samuel das Verzeichniß auf den Tisch legte. Plötzlich weckte ihn die natürlichste, jedoch zugleich erschreckendste Sache, aus seiner Träumerei. Er hörte eine Glocke hell, wie Silber klingend, im anstoßenden Zimmer langsam zehn Uhr schlagen. Und wirklich war es zehn Uhr. Samuel besaß zu viel gesunden Menschenverstand, um an einen immerwährenden Selbstbeweger zu glauben, nämlich an eine seit hundertfünfzig Jahren fortgehende Uhr. Daher fragte er sich mit eben so großem Erstaunen als Schrecken, warum diese Pendeluhr seit so vielen Jahren nicht still gestanden, und vorzüglich wie sie die gegenwärtige Stunde so pünktlich anzeigen konnte. Von einer un-

Bayerische Staatsbibliothek München

ruhigen Neugierde getrieben, war der Greis im Begriffe, in jenes Zimmer zu gehn; aber sich erinnernd an die ausdrücklichen Anempfehlungen seines Vaters, an die durch die wenigen Zeilen des Herrn von Rennepont, die er eben gelesen hatte, wiederholten Anempfehlungen, blieb er bei der Thüre stehen, und horchte mit der größten Aufmerksamkeit.

Er hörte nichts, durchaus nichts, als die verklingende Schwingung der Glocke. Nachdem Samuel über diesen sonderbaren Umstand lange nachgedacht, und ihn mit dem nicht minder außerordentlichen Umstande jener am Morgen durch die Oeffnungen des Belevedere erblickten Helle zusammengestellt hatte, schloß er daraus, daß eine gewisse Verbindung zwischen diesen beiden Ereignissen bestehen müsse. Wenn auch der Greis die wahre Ursache dieser erstaunlichen Erscheinungen nicht erforschen konnte, erklärte er sich wenigstens das, was vor seinen Augen lag, indem er an die unterirdischen Wege dachte, die, nach der Ueberlieferung, zwischen den Kellern des Hauses und sehr entfernten Punkten bestanden: geheimnißvolle und unbekannte Personen hatten also zwei oder dreimal während eines Jahrhunderts in das Innere dieses Hauses kommen können.

In diese Gedanken vertieft, näherte sich Samuel dem Kamine, der, wie wir gesagt haben, genau dem Fenster gegenüber stand. Ein heller Sonnenstrahl, durch die Wolken brechend, erleuchtete zwei große Portraite, eines an jeder Seite des Kamines angebracht,

die der Jude nicht bemerkt hatte, und welche in Lebensgröße gemalt, eine Frau und einen Mann vorstellten. An dem eben so bescheidenen als kräftigen Colorite, an seiner großen und markigen Pinselführung erkannte man leicht ein vorzügliches Werk. Man hätte übrigens schwerlich geeignetere Modelle gefunden, einen großen Maler zu begeistern. Die Frau schien fünfundzwanzig bis dreißig Jahre alt zu seyn; ein prächtiges braunes goldglänzendes Haar krönte ihre weiße, edle und hohe Stirne; ihr Kopfputz, weit entfernt an jenen zu erinnern, welchen Frau von Sévigné während des Jahrhunderts Ludwigs XIV. in Mode gebracht hatte, erinnerte vielmehr an jene so merkwürdige Kopfzierden einiger Gemälde von Veronese, bestehend aus breiten, wellenförmigen Stirnbändern, die Wangen umrahmend, und überragt von einer am Hinterhaupte zu einer Krone geschlungenen Flechte; die sehr zarten Augenbrauen wölbten sich über großen Augen von funkelndem Saphirblau; die sehr feine Nase endete in leicht erweiterten Nüstern; ein halbes, schier schmerzliches Lächeln zuckte unmerkbar um den Mund; das Gesicht war ein längliches Oval; der mattweiße Teint verschwamm kaum gegen die Wangen zu in ein schwaches Roth; die Schwingung des Halses, die Haltung des Kopfes, verkündeten ein seltenes Gemisch von Anmuth und angeborener Würde; eine Art Tunika oder Kleid von schwarzem und glänzenden Stoffe, jungfräulich gemacht, wie man es nennt, reichte bis zum Ur-

sprunge der Schultern, und sank, nach Ausprägung einer schlanken und hohen Taille, bis auf die, durch die ein wenig schleppenden Falten dieser Kleidung völlig verhüllten Füße hinab. Die Stellung dieser Frau war voll Adel und Einfachheit. Der Kopf trat leuchtend und weiß aus einem düstergrauen Himmel hervor, dessen Horizont von einigen purpurrothen Wolken gesprenkelt war, auf denen sich der Gipfel entfernter und schattenumhüllter Hügel abspiegelte. Die Anordnung des Gemäldes, so wie die warmen und kräftigen Töne des Vordergrundes, welche ohne irgend einen Uebergang mit diesem vertieften Hintergrunde endigten, ließen leicht einsehen, daß diese Frau auf einer Höhe gestanden, von von wo sie den ganzen Horizont beherrschte. Die Physiognomie dieser Frau war tiefsinnig und betrübt. Vorzüglich lag in ihren halb zum Himmel erhobenen Blicke, ein Ausdruck flehenden und ergebenen Schmerzes, den man wiederzugeben für unmöglich gehalten hätte.

Links vom Kamine sah man das andere, eben so kräftig gemalte Portrait. Es stellte einen Mann von dreißig bis fünfunddreißig Jahren vor, von hohem Wuchse. Ein weiter brauner Mantel, womit er auf eine edle Art drapirt war, ließ eine Art schwarzen, bis zum Halse zugeknöpften Wammses sehen, aus dem ein weißer stämmiger Hals sich erhob. Der Kopf, schön und von großer Würde, war durch mächtige und strenge Linien merkwürdig, welche jedoch einen bewundernswerthen Ausdruck von Leiden, von Ergebung, und vorzüglich

von unaussprechlicher Güte, nicht ausschlossen; die Haare, wie der Bart und die Augenbrauen, waren schwarz; aber diese, durch eine wunderliche Laune der Natur, anstatt getrennt zu seyn, und sich um jeden Augenbrauenbogen zu gruppiren, dehnten sich von einer Schläfe bis zur andern wie ein einziger Bogen aus, und schienen die Stirne dieses Menschen mit einem schwarzen Kennzeichen zu streifen. Der Hintergrund des Gemäldes stellte auch einen stürmischen Himmel vor; aber jenseits einiger Felsen erblickte man das Meer, welches am Horizonte mit den düsteren Wolken zu verschwimmen schien.

Die Sonne, diese zwei merkwürdigen Gesichter völlig erleuchtend, die, wenn man sie jemals gesehen, zu vergeßen unmöglich schien, vermehrte noch ihren Glanz.

Als Samuel aus seinen Träumen zu sich kam, und zufällig seine Augen auf diese Portraite warf, wurde er bestürzt; sie schienen lebendig. „Welche edle und schöne Gesichter!" rief er aus, sich ihnen noch mehr nähernd, um sie besser betrachten zu können. „Was für Portraite sind dieß? Sie sind nicht jene der Familie Rennepont; denn, nach dem was mein Vater mir gesagt hat, sind sie Alle im Trauersaale. Ach!" fügte der Greis hinzu, „nach der großen Traurigkeit, die in ihren Zügen ausgeprägt ist, könnten auch sie, wie mir dünkt, im Trauersaale an ihrer Stelle seyn."

Dann, nach kurzem Schweigen, fuhr Samuel fort: Nun muß ich daran denken, alles zu dieser feierlichen Versammlung vorzubereiten; denn es hat zehn Uhr ge-

schlagen.“ Dieß sagend, stellte Samuel die Stühle von vergoldetem Holze um den runden Tisch; dann fuhr er mit nachdenkender Miene fort: „Die Stunde naht, und von den Nachkommen des Wohlthäters meines Großvaters, ist nur erst der junge Priester hier, mit einem Engelsgesichte. Sollte er denn der einzige Sprößling der Familie Rennepont seyn? Er ist Priester, diese Familie wird also mit ihm erlöschen? Endlich ist der Augenblick angekommen, wo ich diese Thüre zum Lesen des Testamentes öffnen muß. Bathseba wird den Notar hierher führen. Man klopft, das ist sie.“

Und Samuel, nachdem er einen letzten Blick auf die Thüre des Zimmers geworfen, worin es zehn Uhr geschlagen hatte, ging eilig gegen die Thüre der Hausflur, hinter welcher man sprechen hörte. Der Schlüssel drehte sich zweimal im Schlosse um, und er öffnete die beiden Flügel der Thüre. Zu seinem großen Kummer sah er auf der Freitreppe nur Gabriel, der zu seiner Linken Rodin, und den Pater von Aigrigny zu seiner Rechten hatte. Der Notar und Bathseba, welche die Führerin gemacht, hielten sich hinter der Hauptgruppe. Samuel konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, und sagte, auf der Thürschwelle sich verbeugend: „Meine Herren! Alles ist bereit! Sie können eintreten.“

Siebentes Kapitel.

Das Testament.

Als Gabriel, Rodin und der Pater von Aigrigny in den rothen Saal traten, schienen sie Alle auf verschiedene Weise angeregt. Gabriel, bleich und traurig, zeigte eine peinliche Ungeduld; er wünschte recht bald dieses Haus zu verlassen, und fühlte sich einer großen Last überhoben, seitdem er durch eine, mit allen gesetzlichen Bürgschaften versehene, vor Herrn Dumesnil, dem Verlassenschafts-Notare, errichtete Urkunde, auf alle seine Rechte zu Gunsten des Paters von Aigrigny verzichtet hatte.

Bisher war es dem jungen Priester nicht in den Sinn gekommen, daß der Pater von Aigrigny, indem er ihm die Sorgfalt angedeihen ließ, die er so großmüthig belohnte, und ihn zu seinem Berufe durch eine gotteslästerliche Lüge zwang, die Absicht hatte, die guten Erfolge einer finstern Intrigue zu sichern. Gabriel, so handelnd wie er that, meinte nicht, dadurch einem Gefühle übertriebenen Zartsinnes nachzugeben. Er hatte diese Schenkung mehrere Jahre früher freiwillig gemacht. Er würde es für eine Unwürdigkeit erachtet haben, sie zurückzuziehen. Es war ihm schon schmerzlich genug gewesen, der Feigheit verdächtiget zu werden; um keinen Preis von der Welt hätte er den leisesteu Vorwurf von Habsucht veranlassen mögen. Der

Missionär mußte mit einem sehr seltenen und sehr vortrefflichen Character begabt seyn, daß diese Blüthe gewissenhafter Rechtschaffenheit nicht durch den Einfluß einer tödtlichen und entsittlichenden Erziehung verwelkt war; aber zum Glücke, gerade wie die Kälte bisweilen vor Fäulniß bewahrt, hatte die eisige Atmosphäre, worin er einen Theil seiner Kindheit und seiner Jugend verlebte, seine edlen, bald durch den lebendigen und warmen Hauch der Luft und Freiheit neubeseelten Eigenschaften. erstarren gemacht, aber nicht verderbt.

Der Pater von Aigrigny, viel bleicher und bewegter als Gabriel, hatte seine Angst zu erklären und zu entschuldigen gesucht, indem er sie dem Aerger zuschrieb, den ihm der Bruch seines lieben Sohnes mit der Gesellschaft Jesu verursachte.

Rodin, ruhig und vollkommen Herr seiner selbst, sah mit einem geheimen Zorne die lebhafte Gemüths-Aufregung des Paters von Aigrigny, welche einem minder vertrauenden Manne, als Gabriel, einen seltsamen Argwohn hätte einflößen können; dennoch war der Socius, ungeachtet seiner scheinbaren Kaltblütigkeit, vielleicht noch mehr als sein Oberer vor Ungeduld brennend hinsichtlich des Gelingens dieser wichtigen Angelegenheit.

Samuel schien vernichtet; kein anderer Erbe, als Gabriel, fand sich ein. Gewiß fühlte der Greis eine lebhafte Sympathie für diesen jungen Mann: aber dieser junge Mann war Priester; mit ihm erlosch der

Name der Familie von Rennepont, und dieses unermeßliche, so mühsam angesammelte Vermögen würde dann ohne Zweifel nicht so vertheilt oder verwendet, wie es der Erblasser gewünscht hätte.

Die verschiedenen Theilnehmer dieser Scene standen um den runden Tisch herum. Im Augenblicke, da sie, auf die Einladung des Notars, sich niedersetzen wollten, sagte Samuel, ihm das Verzeichniß im schwarzen Sagrin zeigend: „Mein Herr, es ist mir aufgetragen, dieses Verzeichniß hier zu hinterlegen; es ist verschlossen; ich werde Ihnen den Schlüssel dazu nach dem Lesen des Testamentes alsogleich übergeben.“

„Dieses Verfahren ist in der That in der Note angemerkt, welche diesem Testamente beigefügt ist,“ sagte Herr Dumesnil, „als es im Jahre 1682 bei Meister Thomas Le Semeher, königlichem Rathe, Notar im Châtelet von Paris, damals Place-Royale, Nro. 13. wohnend, deponirt wurde.“

Und Herr Dumesnil nahm aus einem Portefeuille von rothem Marokin einen großen Umschlag von durch die Jahre vergelbtem Pergamente; diesem Umschlage war eine Note, auch auf Pergament, mittelst eines Seidenfadens angehängt. „Meine Herren,“ sagte der Notar, „wenn Sie sich die Mühe geben wollen, sich zu setzen, so will ich die hier beigefügte Note lesen, welche die bei Eröffnung des Testamentes zu beobachtenden Formalitäten anordnet.“

Der Notar, Rodin, der Pater von Aigrigny und

Gabriel setzten sich. Der junge Priester, dem Kamine den Rücken kehrend, konnte die beiden Portraite nicht sehen. Samuel, ungeachtet der Einladung des Notars, blieb hinter dem Armstuhle desselben stehen, der Folgendes las:

„Am 13. Februar 1832 wird mein Testament in „die Straße Saint-François Nro. 3. gebracht werden. „Punkt zehn Uhr wird die Thüre des rothen Saales, „im Erdgeschosse gelegen, meinen Erben geöffnet, die, „in der Erwartung dieses Tages ohne Zweifel seit lan„ger Zeit in Paris angekommen, die nöthige Muße „werden gefunden haben, ihre Abstammungsbeweise gül„tig zu machen. Sobald sie versammelt seyn werden, „wird man mein Testament vorlesen, und mit dem letz„ten Schlage der zwölften Mittagsstunde die Erbfolge „beendiget, und zum Vortheile derjenigen geschlossen „seyn, welche, nach meiner Anempfehlung, die, hoffe ich, „durch Ueberlieferung während anderthalbhundert Jahre, „von heute an gerechnet, in meiner Familie fortwährend „wird fortgepflanzt worden seyn, in Person und nicht „durch Bevollmächtigte, am 13. Februar, vor Mittags „zwölf Uhr, in der Straße Saint-François sich werden „eingefunden haben.“

Nachdem der Notar diese Zeilen mit sonorer Stimme gelesen hatte, hielt er einen Augenblick ein, und fuhr in feierlichem Tone fort: „Da Herr Gabriel François Marie von Rennepont, Priester, durch Notariats-Urkunden seine väterliche Abstammung und seine Eigen-

schaft als hinterlassener Vetter des Erblassers dargethan hat, und bis jetzt der Einzige von den Nachkommen der Familie Rennepont ist, der sich hier eingefunden hat, eröffne ich das Testament in seiner Gegenwart, so wie es vorgeschrieben ist."

Dieß sagend, zog der Notar aus seinem Umschlage das vom Präsidenten des Tribunals mit den vom Gesetze bestimmten Formalitäten vorläufig geöffnete Testament. Der Pater von Aigrigny neigte sich, und lehnte sich mit dem Elbogen auf den Tisch, ohne einen keuchenden Seufzer unterdrücken zu können. Gabriel schickte sich an, mit mehr Neugierde als Theilnahme zuzuhören. Rodin hatte in einiger Entfernung vom Tische Platz genommen, zwischen den Knien seinen alten Hut haltend, in welchen er, halbversteckt in den Falten eines Taschentuches von blaugewürfelter Kattunleinwand seine Uhr gelegt hatte. Die ganze Aufmerksamkeit des Socius war nun zwischen dem mindesten Geräusche, das er von Aussen hörte, und der langsamen Bewegung der Zeiger seiner Uhr getheilt, deren Gang sein kleines erzürntes Auge zu beschleunigen schien, so groß war seine Ungeduld, die Mittagsstunde kommen zu sehen. Der Notar, den Pergamentbogen entfaltend, las, was folgt, inmitten sehr großer Aufmerksamkeit:

„Weiler Villetaneuse, den 13. Febr. 1682.

„Ich will durch den Tod der Schande der Galeeren entgehen, zu denen mich die unversöhnlichen Feinde meiner Familie als Rückfälligen haben verurtheilen lassen.

Und dann . . . ist mir das Leben zu schmerzlich, seitdem mein Sohn als Opfer eines geheimnißvollen Verbrechens gestorben ist. Gestorben mit neunzehn Jahren, armer Heinrich; seine Mörder sind unbekannt; nein, nicht unbekannt, wenn ich hiewegen meinen Ahnungen glaube. Um mein Vermögen diesem Kinde zu erhalten, hab' ich den Protestantismus abzuschwören mich gestellt. So lange dieses so geliebte Wesen gelebt hat, hab' ich den katholischen Schein gewissenhaft beobachtet. Dieser Betrug empörte mich; aber es handelte sich um meinen Sohn. Als man mir ihn getödtet hatte, ist mir dieser Zwang unerträglich gewesen. Ich wurde belauert; ich bin als Rückfälliger angeklagt und verurtheilt worden; mein Vermögen wurde confiscirt, und ich zu den Galeeren verdammt. Dieß war eine schreckliche Zeit. Elend und Knechtschaft! Blutiger Despotismus und religiöse Intoleranz. Ah! es ist süß, das Leben zu verlassen. So viele Uebel nicht mehr sehen, so viele Schmerzen, welche Ruhe! Und in wenigen Stunden . . . werde ich diese Ruhe genießen. Ich werde sterben, und will auf diejenigen von den Meinigen denken, die leben, oder vielmehr an jene, welche leben werden . . . vielleicht in besseren Zeiten. Eine Summe von fünfzigtausend Thalern, ein einem Freunde anvertrautes Depositum, bleibt mir von so vielem Vermögen. Ich habe keine Kinder mehr, aber zahlreiche, in Europa zerstreute Verwandte. Diese Summe von fünfzigtausend Thalern, unter alle die Meinigen vertheilt, wäre eine

geringe Hülfe für sie gewesen. Ich habe anders darüber verfügt. Und dieß nach den klugen Rathschlägen eines Mannes, den ich als das vollkommene Ebenbild Gottes auf Erden verehre; denn seine Intelligenz, seine Weisheit und seine Güte sind fast göttlich. Zweimal in meinem Leben hab' ich diesen Mann gesehen, und unter sehr traurigen Umständen; zweimal hab' ich ihm mein Heil verdankt: einmal das Seelenheil, einmal das Heil des Leibes. Ach! vielleicht hätte er mein armes Kind gerettet; aber er ist zu spät gekommen, zu spät. Bevor er mich verließ, hat er mich vom Sterben abbringen wollen . . . denn er wußte Alles; aber seine Stimme war wirkungslos; ich empfand zu viel Schmerz, zu viel Leidwesen, zu viel Entmuthigung. Seltsame Sache! als er von meinem Entschlusse, mein Leben gewaltsam zu enden, völlig überzeugt war, ist ihm ein Wort schrecklichen Schmerzes entschlüpft, und brachte mich auf die Meinung, daß er mich um mein Schicksal beneidete, um meinen Tod. Ist er denn zu leben verdammt, er? Ja, er hat sich ohne Zweifel selbst dazu verdammt, um der Menschheit nützlich und hülfreich zu seyn, und doch ist ihm das Leben eine Last; denn ich habe ihn eines Tages mit einem Ausdrucke verzweiflungsvoller Ermüdung, den ich niemals vergessen habe, sagen hören: „„O, das Leben, das Leben! wer wird mich davon befreien!““ Es ist ihm also wohl sehr zur Last? Er ist abgereiset; seine letzten Worte ließen mich dem Tode mit Heiterkeit in's Antlitz schauen.

Dank ihm, mein Tod wird nicht unfruchtbar sein. Dank ihm, diese in diesem Augenblicke von einem Manne geschriebenen Zeilen, der in wenigen Stunden zu leben aufgehört haben wird, werden vielleicht in anderthalb Jahrhunderten große Dinge zu Stande bringen, wenn mein Wille von meinen Nachkommen mit Pietät befolgt wird; denn an sie von meinem künftigen Stamme wend' ich mich jetzt.

„Damit sie meinen letzten Willen desto besser begreifen und würdigen, den ich ausspreche, und den zu erfüllen ich sie inständig bitte; sie die noch in dem Nichts sind, in das ich zurückkehren will, müssen sie die Verfolger meiner Familie kennen lernen, damit sie ihren Vorfahren rächen können, aber durch eine edle Rache. Mein Großvater war katholisch; weniger von seinem religiösen Eifer, als von treulosen Rathschlägen hingerissen, hat er sich, obgleich Laie, mit einer Gesellschaft verbündet, deren Macht immer schrecklich und geheimnißvoll gewesen ist, mit der Gesellschaft Jesu."

Bei diesen Worten des Testamentes schauten sich der Pater von Aigrigny, Rodin und Gabriel fast unwillkürlich an. Der Notar, welcher diese Bewegung nicht bemerkt hatte, fuhr immer fort:

„Nach Verlauf einiger Jahre, während welcher er nicht aufgehört hatte, dieser Gesellschaft die unbedingteste Hingebung zu bethätigen, wurde er plötzlich durch furchtbare Offenbarungen über das geheime Ziel, das sie verfolgte, und über ihre Mittel, es zu erreichen,

aufgeklärt. Dieß war im Jahre 1610, ein Monat vor der Ermordung Heinrich's IV. Mein Großvater, von dem Geheimnisse erschreckt, dessen Verwahrer er wider seinen Willen war, und dessen Bedeutung sich späterhin durch den Tod des Besten der Könige vervollständigte, mein Großvater brach nicht nur mit der Gesellschaft Jesu, sondern, wie wenn ihm der Katholizismus selbst für die Verbrechen dieser Gesellschaft haftbar geschienen hätte, verließ er die römische Religion, worin er bisher gelebt hatte, und wurde Protestant. Unwidersprechliche Beweise, bezeugend die Nachsicht zweier Mitglieder dieser Gesellschaft mit Ravaillac, eine seit dem Verbrechen von Jean Chatel, dem Königsmörder, bewiesene Nachsicht, befanden sich in den Händen meines Großvaters. Dieß war die ursprüngliche Ursache des erbitterten Hasses dieser Gesellschaft gegen unsere Familie. Gott sei Dank, diese Papiere sind in Sicherheit gebracht; mein Vater hat sie mir übergeben, und wenn mein letzter Wille vollzogen wird, wird man diese Papiere, bezeichnet A. M. C. D. G. im Ebenholzkästchen des Trauersaales in der Straße Saint-François finden. Mein Vater war auch heimlichen Verfolgungen ausgesetzt; sein Ruin, sein Tod vielleicht, wären die Folge davon gewesen, ohne die Dazwischenkunft einer engelgleichen Frau, für welche er eine fast religiöse Verehrung bewahret hat. Das Portrait dieser Frau, die ich vor wenigen Jahren wieder gesehen habe, so wie jenes des Mannes, dem ich eine tiefe Ehrfurcht geweiht, wur-

den von mir aus der Erinnerung gemalt, und befinden sich im rothen Saale der Straße Saint-François. Beide werden, hoff' ich, für die Nachkommen meiner Familie der Gegenstand dankbarer Verehrung sein."

Seit einigen Augenblicken war Gabriel bei dem Lesen des Testamentes immer aufmerksamer geworden; er dachte, daß durch ein sonderbares Zusammentreffen, einer von seinen Vorfahren zwei Jahrhunderte früher, mit der Gesellschaft Jesu gebrochen hatte, wie er selbst seit einer Stunde, und daß von jenem Bruche, der vor zwei Jahrhunderten geschah, auch jene Art von Haß sich herschrieb, womit die Gesellschaft Jesu immer seine Familie verfolgt hatte. Der junge Priester fand es nicht minder sonderbar, daß diese auf ihn gekommene Erbschaft, nach einem Verlaufe von hundert fünfzig Jahren, durch einen seiner, das Opfer der Gesellschaft Jesu gewordenen Verwandten, in Folge freiwilliger Ueberlassung, wozu er, Gabriel, sich so eben verpflichtet hatte, wieder zur nämlichen Gesellschaft zurückkehrte. Nachdem der Notar die auf die beiden Portraite bezügliche Stelle gelesen hatte, machte Gabriel, welcher, wie der Pater von Aigrigny, diesen Gemälden den Rücken kehrte, eine Bewegung, sie zu sehen. Kaum hatte der Missionär die Augen auf das Portrait der Frau geworfen, als er einen lauten Schrei des Erstaunens und fast des Schreckens ausstieß.

Der Notar unterbrach alsogleich das Vorlesen des Testamentes, und schaute den jungen Priester mit Unruhe an.

Achtes Kapitel.

Der letzte Schlag von zwölf Uhr Mittags.

Auf den von Gabriel ausgestoßenen Schrei, hatte der Notar das Vorlesen des Testamentes unterbrochen, und der Pater von Aigrigny sich rasch dem jungen Priester genähert. Dieser stand zitternd da, und betrachtete das Portrait der Frau mit steigendem Erstaunen.

Bald sagte er mit leiser Stimme, und wie mit sich selbst sprechend: „Ist es möglich, mein Gott! daß der Zufall solche Aehnlichkeit erzeuge! Diese Augen, so stolz und so traurig zumal... das sind die ihrigen; und diese Stirne, und diese Bläſſe! ja, dieß sind ihre Züge!"

„Mein lieber Sohn, was fehlt Ihnen?" fragte der Pater von Aigrigny, eben so erstaunt, wie Samuel und der Notar.

„Vor acht Monaten," erwiederte der Missionär mit tief gerührter Stimme, ohne seine Augen von dem Bildnisse abzuwenden, „war ich in der Gewalt der Indianer, inmitten der Felsenberge. Man hatte mich an's Kreuz geschlagen, man fing an, mich zu scalpiren, ich sollte sterben, als die göttliche Vorsehung mir eine unerwartete Hülfe sendete. Ja, und diese Frau ist's, die mich gerettet hat."

„Diese Frau!" riefen Samuel, der Pater von Aigrigny, und der Notar zugleich aus.

Rodin allein schien der Episode des Portraits völ-

lig fremd, das Gesicht von zorniger Ungeduld verzerrt, nagte er heftig an seinen Nägeln, mit Angst den langsamen Gang der Zeiger seiner Uhr betrachtend.

„Wie! welche Frau hat Ihnen das Leben gerettet?“ fragte der Pater von Aigrigny.

„Ja, diese Frau ist's,“ fuhr Gabriel mit leiserer und fast erschrockener Stimme fort; „diese Frau oder vielmehr eine Frau, die ihr so sehr glich, daß wenn dieses Bildniß nicht seit anderthalb Jahrhunderten hier wäre, ich glauben würde, es sei nach ihr gemalt worden, denn ich kann mir nicht erklären, wie eine so auffallende Aehnlichkeit die Wirkung des Zufalles sein kann. Jedoch,“ fügte er nach kurzem Schweigen mit einem tiefen Seufzer bei; „die Geheimnisse der Natur und der Wille Gottes sind unerforschlich.“

Und Gabriel sank niedergeschlagen in seinen Lehnstuhl, inmitten einer tiefen Stille, welche der Pater von Aigrigny bald unterbrach, indem er sagte: „Das ist ein Ereigniß außerordentlicher Aehnlichkeit, und weiter nichts mein lieber Sohn; nur gibt die sehr natürliche Dankbarkeit, welche Sie für ihre Befreierin fühlen, diesem wunderlichen Naturspiele ein großes Interesse für Sie.“

Rodin, von Ungeduld verzehrt, sagte zum Notar, an dessen Seite er sich befand: „Es scheint mir, mein Herr, daß dieser ganze kleine Roman dem Testamente ziemlich fremd ist?“

„Sie haben recht,“ antwortete der Notar, indem er

sich wieder setzte; „aber dieses Ereigniß ist so außerordentlich, so romanhaft, wie Sie es nennen, daß man sich nicht enthalten kann, das tiefe Erstaunen des Herrn da zu theilen.“

Und er wies auf Gabriel, der, auf einen der Arme des Stuhles gelehnt, seine Stirne auf seine Hand stützte, und völlig versunken zu sein schien. Der Notar fuhr mit dem Vorlesen des Testamentes fort, wie folgt:

„So waren die Verfolgungen, denen meine Familie von Seiten der Gesellschaft Jesu ausgesetzt gewesen ist. Diese Gesellschaft besitzt zur Stunde durch Confiscation meine Güter. Ich werde sterben. Möge ihr Haß in meinem Tode erlöschen, und meines Stammes schonen, meines Stammes, dessen Schicksal in diesem feierlichen Augenblicke mein einziger, mein letzter Gedanke ist. Diesen Morgen hab' ich einen Bekannten von längst erprobter Redlichkeit hierher kommen lassen, Isaak Samuel. Er verdankt mir sein Leben, und täglich hab' ich mir Glück gewünscht der Welt ein so ehrliches, ein so vortreffliches Wesen erhalten gekonnt zu haben. Vor der Confiscation meiner Güter, hatte sie Isaak Samuel immer mit eben so viel Intelligenz als Rechtschaffenheit verwaltet. Ich habe ihm die fünfzigtausend Thaler anvertraut, welche ein treuer Verwahrer mir zurückgegeben hatte. Isaak Samuel, und nach ihm seine Abkömmlinge, denen er diese Pflicht der Dankbarkeit vermachen wird, werden es auf sich nehmen, diese Summe bis zum Ablaufe des hundertfünf-

zigsten Jahres von heute an gerechnet, rentirlich zu machen und anzusammeln. Diese auf solche Art angesammelte Summe kann ungeheuer werden, ein königliches Vermögen bilden, wenn die Ereignisse ihrer Verwaltung nicht widrig sind. Möchten meine Wünsche hinsichtlich der Theilung und Verwendung dieses unermeßlichen Vermögens, von meinen Nachkommen erfüllt werden; Es ereignen sich leider in anderthalb Jahrhunderten so viele Vermögenswechsel, Veränderungen und Zerrüttungen, unter den aufeinanderfolgenden Geschlechtern einer Familie, daß in hundertfünfzig Jahren meine Nachkommen wahrscheinlich verschiedenen Klassen im Staate angehören, und so die verschiedenen socialen Elemente ihrer Zeit repräsentiren werden. Vielleicht werden sich unter ihnen Männer befinden, begabt mit großer Intelligenz, oder mit großem Muthe, oder mit großer Tugend; vielleicht Weise, berühmte Namen im Kriege, oder in den Künsten; vielleicht auch geringe Handwerker, bescheidene Bürger; vielleicht auch, ach! große Verbrecher. Was auch geschehen möge, mein glühendster, mein theuerster Wunsch ist, daß meine Nachkommen sich nähern, und meine Familie durch eine enge und aufrichtige Vereinigung wieder herstellen, indem sie jene göttlichen Worte unter sich in Anwendung bringen: „„Liebet Euch einander.““

Diese Vereinigung würde ein heilsames Beispiel geben, denn es scheint mir, daß aus der Union, aus der Association der Menschen unter sich, das künftige

Glück der Menschheit entspringen muß. Die Gesellschaft, welche so lange Zeit meine Familie verfolgt hat, ist eines der auffallendsten Beispiele der Allmacht der Association, selbst in ihrer Anwendung auf das Böse. Es liegt etwas so Fruchtbares, so Göttliches in diesem Grundsatze, daß es bisweilen die schlechtesten, die gefährlichsten Associationen zum Guten zwingt. So haben die Missionen spärliche, aber reine, edelmüthige Lichtstrahlen auf diese finstere Gesellschaft Jesu geworfen, gegründet jedoch zu dem abscheulichen und verruchten Zwecke, durch eine mörderische Erziehung, allen Willen, alles Denken, alle Freiheit, alle Intelligenz bei den Völkern zu vernichten, um sie zitternd, abergläubisch, verdummt und entwaffnet dem Despotismus der Könige zu überliefern, welche durch ihre Beichtväter zu beherrschen die Gesellschaft ihrerseits sich vorbehielt."

Bei dieser Stelle des Testamentes wurde zwischen Gabriel und dem Pater von Aigrigny ein neuer und sonderbarer Blick gewechselt. Der Notar fuhr fort:

„Wenn eine verderbte Association, gegründet auf die Verschlechterung der Menschen, auf die Furcht, auf den Despotismus, und vom Fluche der Völker verfolgt, Jahrhunderte hindurch bestanden, und oft durch List und Schrecken die Welt beherrscht hat; was würde eine Association seyn, die, von der Brüderschaft, von der evangelischen Liebe ausgehend, zum Zwecke hätte, den Mann und die Frau von jeder entwürdigenden Knechtschaft zu befreien, diejenigen hier auf Erden dem Glücke

zuzuführen, welche vom Leben nur die Leiden und das Elend gekannt haben, die nährende Arbeit zu verherrlichen und zu bereichern? diejenigen aufzuklären, welche die Unwissenheit verderbt? die freie Entwicklung aller Antriebe zu begünstigen, die Gott, in seiner unendlichen Weisheit, in seiner unerschöpflichen Güte, dem Menschen als eben so viele mächtige Hebel zugetheilt hat? Alles zu heiligen, was von Gott kommt, die Liebe wie die Mutterschaft, die Kraft wie die Intelligenz, die Schönheit wie das Genie? endlich die Menschen wahrhaft religiös und innig dankbar gegen ihren Schöpfer zu machen, ihnen Kunde von der Pracht der Natur und ihren verdienten Antheil an den Schätzen verschaffend, womit sie uns überhäuft? O! wenn der Himmel will, daß in anderthalb Jahrhunderten die Nachkommen meiner Familie, getreu dem letzten Willen eines der Menschheit wohlwollenden Herzens, so in einer heiligen Gemeinschaft sich vereinen! Wenn der Himmel will, daß unter ihnen liebreiche Seelen sich befinden, voll innigen Mitleidens mit dem Leidenden; erhabene Geister, die Freiheit liebend; beredte und glühende Herzen; entschlossene Charactere; Frauen, Schönheit, Geist und Güte vereinend, wie fruchtbar und mächtig wird dieser harmonische Verein seyn von allen diesen Ideen, diesen Einflüssen, von allen diesen Kräften, von allen diesen um ein königliches Vermögen gruppirten Anziehungen, welches, durch die Association zusammengehalten und klug verwaltet, die bewundernswerthesten Utopien aus-

führbar machen wird! Welch' wunderbarer Herd fruchtbarer, hochherziger Gedanken! Welche heilsame und belebende Strahlen würden unaufhörlich aus diesem Mittelpunkte von christlicher Liebe, Emancipation und Liebe hervorsprühen! Was für große Dinge wären zu versuchen, welche herrliche Beispiele durch die Ausübung der Welt zu geben! Endlich, welchen unwiderstehlichen Aufschwung zum Guten, könnte der ganzen Menschheit eine so gruppirte Familie geben, über solche Mittel der Wirksamkeit verfügend! Und dann wäre diese Association für das Gute im Stande, die traurige Association zu bekämpfen, deren Opfer ich bin, und die vielleicht in anderthalb Jahrhunderten von ihrer furchtbaren Gewalt nichts wird verloren haben. Dann könnten diesem Werke der Finsternisse, des Druckes und des Despotismus, das auf der christlichen Welt lastet, die Meinigen ein Werk des Lichtes, der Ausdehnung und der Freiheit entgegensetzen. Der Geist des Guten und der Geist des Bösen ständen sich gegenüber. Der Kampf würde beginnen, und Gott die Gerechten beschützen. Und damit die unermeßlichen Geldmittel, die meiner Familie so viel Macht gegeben hätten, sich nicht erschöpfen, und sich mit den Jahren erneuern, sollten meine Erben, meinem Willen entsprechend, unter den nämlichen Bedingungen der Ansammlung, das Doppelte der Summe anlegen, die ich angelegt habe. Dann, anderthalb Jahrhunderte nach ihnen, welche neue Quelle von Macht und Wirksamkeit!! für ihre Nachkommen!! welche Ver-

ewigung im Guten!! Man wird übrigens im großen Ebenholzschranke des Trauersaales einige praktische Ideen hinsichtlich dieser Association finden.

„Dieß ist mein letzter Wille, oder vielmehr meine letzte Hoffnung. Wenn ich durchaus verlange, daß meine Nachkommen sich in Person in der Straße Saint-François einfinden, am Tage der Eröffnung des Testamentes, so ist's, damit sie, in diesem feierlichen Augenblicke versammelt, sich sehen, sich kennen; vielleicht werden dann meine Worte sie ergreifen; anstatt getrennt zu leben, werden sie sich vereinigen: ihr Interesse selbst wird dabei gewinnen, und mein Wille vollzogen werden. Indem ich vor wenigen Tagen an jene Mitglieder meiner Familie, welche die Verbannung in Europa zerstreut hat, eine Medaille gesendet habe, auf welcher das Datum dieser Zusammenberufung meiner Erben in anderthalb Jahrhunderten von diesem Tage an, gravirt ist, mußte ich den wahren Beweggrund geheim halten, und sagte nur, daß meine Nachkommenschaft ein großes Interesse habe, bei jener Zusammenkunft sich einzufinden. Ich habe so gehandelt, weil ich die List und Beharrlichkeit der Gesellschaft kenne, deren Opfer ich bin; hätte sie erfahren können, daß zu jener Zeit meine Nachkommen so unermeßliche Summen unter sich würden zu vertheilen haben, so hätten vielleicht große Betrügereien, große Gefahren meine Familie bedroht; denn böse Anempfehlungen wären von Jahrhundert zu Jahrhundert in dieser Gesellschaft Jesu fortgepflanzt worden.

„Möge diese Vorsicht wirksam seyn! Möge mein auf den Medaillen ausgedrückter Wunsch getreulich von Geschlecht zu Geschlecht gelangen! Wenn ich den Tag und die verhängnißvolle Stunde festsetze, da meine Erbfolge unwiderruflich zu Gunsten jener von meinen Nachkommen geschlossen seyn soll, welche sich in der Straße Saint-François, am 13. Februar 1832, vor zwölf Uhr Mittags werden eingefunden haben, so geschieht dieß, weil jede Frist ein Ende haben muß, und meine Erben seit so vielen Jahren hinreichend unterrichtet seyn werden, um bei dieser Zusammenkunft nicht zu fehlen. Nach dem Vorlesen meines Testamentes wird die, jene angesammelten Fonds verwahrende Person, den Werth und die Ziffer derselben bekannt machen, damit bei dem letzten Schlage der zwölften Mittagsstunde, diese Summen als Eigenthum unter die anwesenden Erben vertheilt werden. Dann soll man ihnen die Gemächer des Hauses öffnen. Sie werden darin ihrer Theilnahme, ihres Mitleidens, ihrer Ehrfurcht würdige Dinge sehen, vorzüglich im Trauersaale. Mein Wunsch ist, daß dieses Haus nicht verkauft werde, daß es so möblirt bleibe, und daß es meinen Nachkommen zum Vereinigungspunkte diene, wenn sie, wie ich hoffe, meine letzte Bitte befolgen. Wenn dagegen sie sich trennen, anstatt sich zu vereinigen, um zu einem der hochherzigsten Unternehmungen mitzuwirken, welche jemals ein Jahrhundert ausgezeichnet haben, eigensüchtigen Antrieben fröhnen; wenn sie die unfruchtbare Individualität der fruchtbaren

Association vorziehen; wenn sie in diesem unermeßlichen Vermögen nur eine Gelegenheit zu frivoler Verschwendung oder schmutziger Zusammenscharrung sehen, sollen sie von allen Denjenigen verflucht werden, die sie hätten lieben, unterstützen, mündig machen können; soll dieses Haus niedergerissen und dem Erdboden gleich gemacht, sollen alle Papiere, deren Verzeichniß Isaak Samuel wird zurückgelassen haben, wie auch die beiden Porträte des rothen Saales, durch den Aufseher des Hauses verbrannt werden.

„Ich habe es gesagt Nun ist meine Pflicht erfüllt. In allem diesem hab' ich die Rathschläge des Mannes befolgt, den ich verehre, und den ich liebe als das wahre Ebenbild Gottes auf Erden. Der treue Freund, welcher mir die fünfzigtausend Thaler zurückgegeben, den Rest meines Vermögens, weiß allein den Gebrauch, den ich davon machen will; ich habe seiner so bewährten Freundschaft diesen Beweis von Vertrauen nicht versagen können; aber ich mußte ihm den Namen von Isaak Samuel verschweigen, sonst hätte ich diesen Letzteren, und vorzüglich seine Nachkommen, großen Gefahren ausgesetzt. Alsogleich wird dieser Freund, der nicht weiß, daß mein Entschluß, zu sterben, seinen Vollzug erhalten wird, mit meinem Notar hier seyn; in ihre Hände werde ich, nach den gewöhnlichen Förmlichkeiten, dieses versiegelte Testament niederlegen. Dieß ist mein letzter Wille. Ich stelle seinen Vollzug unter den Schutz der Vorsehung. Gott kann diese Wünsche der Liebe, des

Friedens, der Vereinigung und der Freiheit... nur beschützen.

„Da dieses mystische *) Testament von mir freiwillig gemacht, und gänzlich eigenhändig geschrieben worden ist, so mein' ich und will, daß es nach seinem Geiste und Buchstaben gewissenhaft vollzogen werde.

„Am heutigen Tage, den 13. Februar 1682, um ein Uhr Nachmittags.

„Marius von Rennepont."

In dem Maße, als der Notar im Vorlesen des Testaments fortfuhr, wurde Gabriel nach und nach von peinlichen und verschiedenen Eindrücken ergriffen. Zunächst, wie erwähnt, hatte er es auffallend gefunden, daß das Schicksal wollte, daß dieses unermeßliche Vermögen, von einem Opfer der Gesellschaft herrührend, in die Hände derselben durch eine Schenkung falle, die er so eben erneuert hatte. Dann ließ ihn seine liebreiche und erhabene Seele alsogleich begreifen, daß sie der bewundernswerthe Halt der edelmüthigen, von Marius von Rennepont so dringend anempfohlenen Familienassociation hätte werden können; er dachte mit tiefem Schmerze, daß, in Folge seiner Verzichtleistung und der Abwesenheit jedes andern Erben, dieser große Gedanke unausführbar wäre, und daß dieses viel beträcht-

*) Dieß ist der von der Rechtsgelehrsamkeit geweihte Ausdruck.

E. S.

lichere Vermögen, als er geglaubt hätte, in die Hände einer verderbten Gesellschaft fallen würde, die sich desselben alsmeines schrecklichen Mittels der Wirksamkeit bedienen könnte. Aber, man muß es sagen, Gabriel's Seele war so schön, so rein, daß er nicht die mindeste persönliche Reue fühlte, als er vernahm, daß das Vermögen, auf das er verzichtet hatte, von so großem Werthe seyn konnte; er gefiel sich sogar darin, vermöge eines rührenden Contrastes, der bescheidenen Pfarrwohnung zu gedenken, wo er bald in der Uebung der heiligsten evangelischen Tugenden zu leben hoffte. Diese Gedanken trieben sich verworren in seinem Geiste herum. Der Anblick des Porträtes der Frau, die im Testamente enthaltenen traurigen Offenbarungen, die Erhabenheit der Ansichten, welche sich im letzten Willen des Herrn von Rennepont kund gegeben, so viele außerordentliche Zwischenfälle, warfen Gabriel in eine Art von Betäubung des Erstaunens, in welche er noch versunken war, als Samuel zum Notar sagte, den Schlüssel zum Kassenbuche ihm überreichend: „Sie werden, mein Herr, in diesem Kassenbuche den gegenwärtigen Stand der Summen finden, die in Folge der Capitalisirung und Ansammlung der vom Herrn Marius von Rennepont meinem Großvater anvertrauten 150,000 Fr. in meinem Besitze sind."

„Ihr Großvater!" — rief Pater von Aigrigny in höchster Ueberraschung aus; „Ihre Familie ist's also, welche diese Summe fortwährend rentirlich erhalten hat?"

„Ja, mein Herr, und meine Frau wird in wenigen Augenblicken das Kästchen hierher bringen, welches die Papierwerthe verschließt.“

„Und auf welche Ziffer belaufen sich diese Papierwerthe?“ fragte Rodin mit der gleichgültigsten Miene von der Welt.

„Wie der Herr Notar durch diesen Stand sich überzeugen kann,“ antwortete Samuel mit einer vollkommenen Einfachheit, und wie wenn es sich nur um die ursprünglichen 150,000 Fr. gehandelt hätte, „hab' ich in der Kasse an curshabenden Papierwerthen die Summe von zweihundert zwölf Millionen ... hundertsechzig ...“

„Sie sagen, mein Herr!“ rief der Pater von Aigrigny, ohne Samuel ausreden zu lassen; denn am Ausgleichungsgelde war dem hochwürdigen Pater wenig gelegen.

„Ja, die Ziffer!“ — fügte Rodin mit versagender Stimme bei, und verlor vielleicht zum Erstenmale in seinem Leben seine Kaltblütigkeit, — „die Ziffer, die Ziffer, die Ziffer . . .“

„Ich sagte, mein Herr,“ erwiederte der Greis, „daß ich in der Kasse für 212 Millionen, 175 tausend Franks Papierwerthe habe, theils auf Namen, theils auf den Inhaber lautend, wovon Sie sich überzeugen können, Herr Notar; denn da bringt sie meine Frau eben.“

Wirklich trat in diesem Augenblicke Bathseba ein, in ihren Händen das Kästchen von Cedernholz haltend, worin diese Papierwerthe verschlossen waren, stellte es

auf den Tisch, und entfernte sich nach Austausch eines liebevollen Blickes mit Samuel. Als dieser die ungeheure Ziffer der fraglichen Summe verkündet hatte, erregten seine Worte ein Schweigen des Erstarrens. — Außer Samuel glaubten alle Theilnehmer dieser Scene das Spiel eines Traumes zu seyn. — Der Pater von Aigrigny und Rodin rechneten auf vierzig Millionen. Diese ohnehin schon ungeheure Summe war mehr als verfünffacht. Als Gabriel den Notar die Stellen des Testamentes vorlesen hörte, worin von einem königlichen Vermögen die Rede war, und der Wunder der Capitalisirung unkundig, hatte er dieses Vermögen auf drei bis vier Millionen geschätzt. Daher betäubte ihn die ihm eben geoffenbarte unermeßliche Ziffer. Und ungeachtet seiner bewundernswerthen Uneigennützigkeit und gewissenhaften Loyalität, empfand er eine Art von Blendung, von Schwindel, bei dem Gedanken, daß dieses unermeßliche Vermögen ihm hätte gehören können, ihm allein. Der Notar, fast eben so betäubt, wie er, prüfte den Kassenbestand Samuel's, und schien hiewegen kaum seinen Augen zu trauen. Der Jude, auch stumm, war von dem Gedanken schmerzlich ergriffen, daß kein anderer Erbe sich einfand. Inmitten dieses tiefen Schweigens begann die im anstossenden Zimmer befindliche Pendeluhr langsam zwölf Uhr zu schlagen. Samuel schauderte; dann stieß er einen tiefen Seufzer aus. Einige Sekunden noch, und die entscheidende Frist war abgelaufen. Rodin, der Pater von Aigrigny, Gabriel und

der Notar unterlagen dem Einfluße einer so tiefen Bestürzung, daß Keiner von ihnen das Auffallende bemerkte, diese Pendeluhr schlagen zu hören.

„Zwölf Uhr!“ rief Rodin aus, und legte in unwillkürlicher Bewegung hastig seine beiden Hände auf das Kästchen, als wollte er es in Besitz nehmen.

„Endlich!“ rief der Pater von Aigrigny mit einem Ausdrucke der Freude, des Triumphes, der Wonnetrunkenheit, unmöglich zu schildern; dann fügte er bei, sich in Gabriel's Arme stürzend, den er mit Exaltation umarmte: „Ah! mein lieber Sohn, wie werden die Armen Sie segnen! Sie sind ein heiliger Vincenz von Paul. Sie werden heilig gesprochen, ich schwör' es Ihnen . . .“

„Lassen Sie uns zunächst der Vorsehung danken,“ sagte Rodin mit einem ernsten und bewegten Tone, auf die Knie sinkend; „lassen Sie uns der Vorsehung danken, daß sie gestattet hat, daß ein so großes Vermögen zur größeren Ehre Gottes verwendet werde.“

Der Pater von Aigrigny, nachdem er Gabriel wieder umarmt hatte, faßte ihn bei der Hand, und sagte zu ihm: „Rodin hat recht. Auf die Knie, mein lieber Sohn, und danken wir der Vorsehung!“

Dieß sagend, kniete sich der Pater von Aigrigny nieder, Gabriel zu sich ziehend, der, betäubt, verwirrt, seiner Besinnung nicht mehr mächtig, so sehr überstürzten sich die Ereignisse, sich mechanisch niederkniete. Der letzte Schlag der zwölften Stunde dröhnte. Alle

standen auf. Dann sprach der Notar mit leicht bewegter Stimme; denn es lag etwas Außerordentliches und Feierliches in dieser Scene:

„Da kein anderer Erbe des Herrn Marius von Rennepont vor zwölf Uhr Mittags sich eingefunden hat, vollziehe ich den Willen des Erblassers, erklärend, im Namen der Gerechtigkeit und des Gesetzes, Herrn François Marie Gabriel von Rennepont, hier anwesend, als einzigen und alleinigen Erben und Eigenthümer des beweglichen und unbeweglichen Vermögens und der Papierwerthe aller Art, herrührend aus der Verlassenschaft des Erblassers, mit welchem Vermögen Herr Gabriel von Rennepont, Priester, freiwillig und ungezwungen, durch Notariatsurkunde, dem Herrn Frédéric Emanuel von Bordeville, Marquis von Aigrigny, Priester, ein Geschenk gemacht hat, der, durch die nämliche Urkunde, es angenommen, und sohin gesetzlicher Eigenthümer desselben ist, anstatt des besagten Gabriel von Rennepont, durch Vollzug dieser Schenkung unter Lebenden, ausgefertiget von mir diesen Morgen, und unterzeichnet Gabriel von Rennepont und Frédéric von Aigrigny, Priester."

In diesem Augenblicke hörte man im Garten einen lauten Lärm von Stimmen. Bathseba trat eilig ein, und sagte zu ihrem Manne mit bewegter Stimme:

„Samuel . . . ein Soldat . . . er will . . ."

Bathseba konnte mehr nicht darüber sagen. An der Thüre des rothen Saales erschien Dagobert. Der Soldat war schrecklich blaß; er schien fast ohnmächtig, trug

seinen linken Arm in einer Binde, und stützte sich auf Agricola. Bei Dagobert's Anblicke schwollen die schwachen und matten Augenlieder Rodin's plötzlich an, als wäre all sein Blut ihm in das Gehirn zurückgeströmt. Dann stürzte sich der Socius auf das Kästchen mit einer Bewegung des Zornes und so grimmiger Habsucht, daß man ihn für entschlossen hätte halten mögen, dasselbe, indem er es mit seinem Leibe bedeckte, mit Gefahr seines Lebens zu vertheidigen.

Neuntes Kapitel.

Die Schenkung unter Lebenden.

Der Pater von Aigrigny kannte Dagobert nicht, und hatte Agricola niemals gesehen; daher begriff er Anfangs die Art zornigen Schreckens nicht, welche Rodin äusserte; aber der hochwürdige Pater begriff Alles, als er Gabriel einen Freudenschrei ausstossen hörte, und sich in die Arme des Hammerschmides mit den Worten stürzen sah: „Du, mein Bruder? und Sie, mein zweiter Vater? Ah! Gott ist's, der Euch sendet."

Nachdem Dagobert Gabriel die Hand gedrückt hatte, näherte er sich dem Pater von Aigrigny mit einem raschen, obgleich ein wenig wankenden Schritte. Die drohende Physiognomie des Soldaten gewahrend, trat der hochwürdige Pater, stark durch die erworbenen

Rechte, und im Grunde seit Mittags zwölf Uhr zu Hause sich fühlend, einen Schritt zurück, und sagte zu dem Veteranen: „Wer sind Sie, mein Herr, was wollen Sie?"

Anstatt ihm zu antworten, machte der Soldat noch einige Schritte; dann, dem Pater von Aigrigny Aug' in Auge gegenüber stehen bleibend, betrachtete er ihn während einer Secunde mit einem so erschreckenden Gemische von Neugier, Verachtung, Abneigung und Kühnheit, daß der Exoberst der Husaren, einen Augenblick verblüfft, vor dem bleichen Gesichte und funkelndem Blicke des Veteranen, die Augen niederschlug.

Der Notar und Samuel, von Erstaunen ergriffen, blieben stumme Zuschauer dieser Scene, während Agricola und Gabriel mit Angst den mindesten Bewegungen Dagobert's folgten. Was Rodin betrifft, so hatte er sich gestellt, als stütze er sich auf das Kästchen, um es besser mit seinem Leibe bedecken zu können. Die Verlegenheit endlich bemeisternd, welche ihm der starre Blick des Soldaten verursachte, richtete der Pater von Aigrigny den Kopf empor, und wiederholte: „Ich frage Sie, mein Herr, wer Sie sind, und was Sie wollen?"

„Sie kennen mich also nicht?" sagte Dagobert, kaum sich bezähmend.

„Nein, mein Herr."

„In der That," erwiederte der Soldat mit tiefer Geringschätzung, „Sie schlugen die Augen aus Scham nieder, als bei Leipzig, wo Sie mit den Russen gegen

die Franzosen kämpften, der General Simon, mit Wunden bedeckt, Ihnen geantwortet hat, Ihnen, Renegat, der Sie ihm den Degen abforderten: „„Ich übergebe meinen Degen keinem Verräther,““ und sich bis zu einem russischen Grenadier fortschleppte, dem er ihn gegeben. An der Seite des Generals Simon war ein Soldat, auch blessirt; dieser Soldat war ich.“

„Nun denn, mein Herr, was wollen Sie?“ fragte der Pater von Aigrigny, mit Mühe sich zurückhaltend.

„Ich will Sie entlarven, Sie, der Sie ein eben so infamer, eben so verfluchter Priester sind, als Gabriel da ein bewundernswerther und von Allen gesegneter Priester ist.“

„Mein Herr,“ rief der Marquis aus, und ward erdfahl vor Zorn und Gemüthsaufregung.

„Ich sage Ihnen, daß Sie ein Niederträchtiger sind,“ versetzte der Soldat noch kräftiger. „Um die Töchter des Marschalls Simon, Gabriel und das Fräulein von Cardoville ihrer Erbschaft zu berauben, haben Sie sich der abscheulichsten Mittel bedient.“

„Was sagen Sie?“ rief Gabriel aus; „die Töchter des Marschalls Simon?“

„Sind Deine Verwandte, mein braves Kind, wie auch dieses würdige Fräulein von Cardoville, Agricola's Wohlthäterin. Dieser Priester,“ und er wies auf den Pater von Aigrigny, „hat diese, als wahnsinnig, in ein Irrenhaus einsperren, und die Waisen in einem Kloster zurückhalten lassen. Was Dich betrifft, mein braves

Kind, so hoffte ich nicht, Dich hier zu sehen, in der Meinung, daß man Dich, wie die Andern, verhindert hätte, Dich diesen Morgen hier einzufinden; aber, Gott sei Dank, Du bist da, und ich komme zu rechter Zeit; ich bin wegen meiner Wunde nicht früher gekommen. Ich habe so viel Blut verloren, daß mich den ganzen Morgen hindurch Ohnmachten befielen."

„Wahrhaftig," rief Gabriel mit Besorgniß aus, „ich hatte Ihren Arm in der Binde nicht bemerkt. Woher kommt diese Wunde?"

Auf einen Wink Agricola's erwiederte Dagobert: „Es ist nichts, die Folge eines Sturzes. Aber da bin ich! Wohlan, Niederträchtigkeiten werden an den Tag kommen."

Es ist unmöglich, die Neugier, die Angst, die Bestürzung oder Besorgnisse der verschiedenen Theilnehmer dieser Scene zu schildern, als sie diese drohenden Worte Dagobert's hörten. Unter Allen war Gabriel am meisten erschüttert. Sein Engelgesicht verstörte sich, seine Knie zitterten. Niedergedonnert durch Dagobert's Entdeckung, wodurch er, während weniger Minuten, die Existenz anderer Erben erfuhr, konnte er kein Wort hervorbringen; endlich rief er mit herzzerreissender Stimme aus: „Und ich bin's, mein Gott, ich bin's der an der Beraubung dieser Familie Schuld ist!"

„Du, mein Bruder?" fragte Agricola.

„Hat man Dich nicht auch berauben wollen?" fügte Dagobert bei.

„Das Testament,“ erwiederte Gabriel mit steigender Angst, „bestimmte, daß die Erbschaft jenen Erben gehören sollte, die sich vor zwölf Uhr Mittags einfinden würden.“

„Nun denn!“ sagte Dagobert, von der Gemüthsbewegung des jungen Priesters erschreckt.

„Es schlug zwölf Uhr,“ fuhr dieser fort. „Ich war der Einzige hier Anwesende von der Familie; begreifen Sie jetzt? Die Frist ist verstrichen, die Erben sind durch mich außer Besitz gesetzt!“

„Durch Dich,“ rief Dagobert freudestammelnd aus, „durch Dich, mein braves Kind. Alles ist dann gerettet!“

„Ja, aber . . .“

„Alles ist gerettet!“ entgegnete Dagobert seelenvergnügt, Gabriel unterbrechend; „Du wirst mit den Andern theilen. Ich kenne Dich.“

„Aber ich habe dieses ganze Vermögen auf eine unwiderrufliche Weise abgetreten,“ rief Gabriel mit Verzweiflung aus.

„Abgetreten dieses Vermögen!“ sagte Dagobert erstarrend; „aber wem? wem?“

„Diesem Herrn,“ antwortete Gabriel, auf den Pater von Aigrigny weisend.

„Ihm!“ rief Dagobert vernichtet aus, „ihm! dem Renegaten, immer der böse Geist dieser Familie!“

„Aber, mein Bruder,“ sagte Agricola, „Du kanntest doch Deine Rechte auf diese Erbschaft?“

„Nein,“ erwiederte der junge Priester betrübt, „nein,

ich habe sie erst diesen Morgen vom Pater von Aigrigny erfahren, er wäre, sagte er mir, von meinen Rechten kürzlich durch Familienpapiere in Kenntniß gesetzt worden, die früherhin bei mir gefunden, und von unserer Mutter ihrem Beichtvater zugesendet wurden."

Der Hammerschmid schien von einem Lichtstrahle erhellt, und rief aus: „Ich begreife nun Alles, man wird aus diesen Papieren ersehen haben, daß Du einst reich werden könntest; dann hat man sich für Dich interessirt; man hat Dich in das Collegium gethan, wo wir Dich niemals sehen konnten, und später hat man Dich wegen Deines Berufes getäuscht, um Dich zu zwingen, Priester zu werden, und Dich sofort dahin zu bringen, diese Schenkung zu machen. Ah! mein Herr," fuhr Agricola fort, mit Entrüstung gegen den Pater von Aigrigny gewendet, „mein Vater hat recht, eine solche Arglist ist niederträchtig!"

Während dieses Auftrittes hatten der hochwürdige Pater und sein Socius, Anfangs erschrocken und in ihrer Keckheit erschüttert, nach und nach ihre vollkommene Kaltblütigkeit wieder gewonnen. Rodin, immer auf das Kästchen gestützt, hatte einige Worte zu Pater von Aigrigny mit leiser Stimme gesprochen. Als diesem daher Agricola, von Entrüstung hingerissen, seine niederträchtige Arglist vorgeworfen, neigte der Pater den Kopf und entgegnete bescheiden: „Wir müssen Unbilden verzeihen, und sie dem Herrn als einen Beweis unserer Demuth aufopfern."

Dagobert, betäubt, vernichtet von Allem, was er so eben gehört hatte, fühlte fast seinen Verstand sich verwirren; nach so vielen Aengsten gebrach ihm die Kraft bei diesem neuen und schrecklichen Schlage. Die wahren und verständigen Worte Agricola's, verglichen mit gewissen Stellen des Testamentes, klärten Gabriel plötzlich über den Zweck auf, welchen der Pater von Aigrigny in's Auge gefaßt hatte, als er zuerst seine Erziehung übernahm, und ihn dann in die Gesellschaft Jesu zog. Zum erstenmale in seinem Leben konnte Gabriel mit einem Blicke alle Triebfedern der finstern Intrigue durchschauen, deren Opfer er war; dann, indem Entrüstung und Verzweiflung seine gewöhnliche Schüchternheit überwältigten, rief der Missionär mit funkelndem Auge, mit von edlem Zorne erglühten Wangen, zum Pater von Aigrigny gewendet, aus:

„Also, mein Pater, da Sie mich in eines Ihrer Collegien gethan haben, geschah es nicht aus Theilnahme oder Mitleiden, es geschah nur in der Hoffnung, mich dahin zu bringen, eines Tages zu Gunsten Ihres Ordens auf meinen Theil an dieser Erbschaft zu verzichten, und es genügte Ihnen nicht, mich Ihrer Habsucht zu opfern: Sie mußten mich auch zum unwillkürlichen Werkzeuge einer unwürdigen Beraubung machen! Wenn es sich nur um mich handeln würde, um meine Rechte auf diese Reichthümer, nach denen es Sie gelüstet, würde ich keine Forderung machen; ich bin Diener einer Religion, welche die Armuth verherrlichet, gehei-

liget hat; die Schenkung, in welche ich eingewilliget, ist Ihr Eigenthum, ich mache keinen Anspruch darauf, ich werde nie einen Anspruch darauf machen; aber es handelt sich um ein Vermögen, welches den von meinem Adoptivvater aus der Ferne eines Verbannungsortes hierhergeführten armen Waisen gehört, und ich will nicht, daß Sie dieselben aus dem Besitze treiben. Aber es handelt sich um die Wohlthäterin meines Adoptivbruders, und ich will nicht, daß Sie dieselbe aus dem Besitze treiben; aber es handelt sich um den letzten Willen eines Sterbenden, der, in seiner glühenden Liebe zur Menschheit, seinen Nachkommen eine evangelische Mission vermacht hat, eine bewunderswerthe Mission des Fortschrittes, der Liebe, der Vereinigung, der Freiheit, und ich will nicht, daß diese Mission in ihrem Keime erstickt werde. Nein, nein, und ich sage Ihnen, daß diese Mission wird erfüllt werden, und müßte ich die Schenkung widerrufen, die ich gemacht habe."

Bei diesen Worten schauten sich der Pater von Aigrigny und Rodin mit leichtem Achselzucken an. Auf einen Wink des Socius nahm der hochwürdige Pater das Wort mit einer unerschütterlichen Ruhe, und sprach also mit langsamer, salbungsvoller Stimme, immer mit sorgfältig niedergeschlagenen Augen: „Es stellen sich gelegentlich der Erbschaft des Herrn von Rennepont mehrere, dem Anscheine nach sehr verwickelte Zwischenfälle ein, mehrere, dem Anscheine nach sehr

drohende Phantome; dennoch ist nichts einfacher, nichts natürlicher, als dieß Alles. Verfahren wir der Ordnung gemäß, lassen wir die verleumderischen Beschuldigungen aus dem Spiele; wir werden darauf zurückkommen. Der Herr Abbé Gabriel von Rennepont, und ich bitte ihn inständig, meinen Worten zu widersprechen oder sie zu berichtigen, wenn ich im Geringsten von der strengsten Wahrheit mich entfernen sollte, der Herr Abbé Gabriel, aus Dankbarkeit für die Sorgfalt, welche ihm früherhin die Gesellschaft Jesu erwiesen, der ich anzugehören die Ehre habe, hatte mir, als Repräsentanten dieser Gesellschaft, freiwillig, ungezwungen, ein Geschenk mit dem Vermögen gemacht, welches ihm einst zukommen könnte, und dessen Werth ihm, wie mir, unbekannt war."

Der Pater von Aigrigny fragte Gabriel mit dem Blicke, wie um ihn zum Zeugen dieser Worte zu nehmen.

„Das ist wahr," sagte der junge Priester, „ich habe dieses Geschenk freiwillig gemacht."

„Diesen Morgen, in Folge einer besonders vertrauten Unterredung, deren Gegenstand ich verschweigen will, zum voraus der Billigung des Herrn Abbé Gabriel gewiß."

„In der That," erwiederte Gabriel edelmüthig, „an dem Gegenstande dieser Unterredung ist wenig gelegen."

„Es geschah also in Folge dieser Unterredung, daß Herr Abbé Gabriel mir von Neuem den Wunsch ausgedrückt hat, diese Schenkung aufrecht zu halten; ich

will nicht sagen zu meinen Gunsten, denn die irdischen Güter kümmern mich sehr wenig, sondern zu Gunsten heiliger und liebevoller Werke, deren Ausspenderin unsere Gesellschaft seyn würde. Ich berufe mich hiewegen auf die Loyalität des Herrn Abbé Gabriel, indem ich ihn dringend bitte, zu erklären, ob er sich verpflichtet habe, oder nicht, nicht nur durch den furchtbarsten Eid, sondern auch durch eine völlig gesetzliche, vor dem Meister Dumesnil hier errichtete Urkunde."

„Es ist wahr," versetzte Gabriel.

„Die Urkunde ist von mir errichtet worden," fügte der Notar bei.

„Aber Gabriel hat Ihnen nur das abgetreten, was ihm gehörte," rief Dagobert aus. „Dieses brave Kind konnte nicht voraussetzen, daß Sie sich seiner bedienen würden, um die Andern zu berauben!"

„Haben Sie die Güte, mein Herr, mir zu erlauben, mich zu erklären," versetzte der Pater von Aigrigny höflich, „Sie werden hernach antworten."

Dagobert bezwang mit Mühe eine Bewegung schmerzlicher Ungeduld. Der hochwürdige Pater fuhr fort:

„Der Herr Abbé Gabriel hat also, durch die doppelte Verpflichtung einer Urkunde und eines Eides, seine Schenkung bekräftiget; noch mehr," sprach der Pater von Aigrigny weiter, „als zu seinem großen Erstaunen, wie zu unserem, die ungeheuere Ziffer der Erbschaft bekannt wurde, hat der Herr Abbé Gabriel, treu seiner bewundernswerthen Großmuth, weit entfernt,

sein Geschenk zu bereuen, es durch eine fromme Regung der Dankbarkeit gegen die Vorsehung, wiederholt, so zu sagen geheiligt; denn der Herr Notar wird sich gewiß erinnern, daß ich, nachdem ich Herrn Abbé Gabriel mit Innigkeit umarmt und zu ihm gesagt hatte, daß er für die christliche Liebe ein zweiter heiliger Vincenz von Paul sei, ihn bei der Hand gefaßt habe, und daß er so mit mir niederkniete, um dem Himmel für die Eingebung des Entschlusses zu danken, dieses unermeßliche Vermögen zur größeren Ehre Gottes verwenden zu lassen."

„Das ist wahr," erwiederte Gabriel auf loyale Weise; „so lang es sich nur um mich gehandelt hat, ungeachtet eines Momentes der Betäubung, verursacht durch die Offenbarung eines so ungeheuern Vermögens, hab' ich keinen Augenblick daran gedacht, auf die Schenkung zurückzukommen, die ich freiwillig gemacht habe."

„Unter diesen Umständen," fuhr der Pater von Aigrigny fort, „da die Stunde, mit welcher die Erbfolge mußte geschlossen werden, geschlagen hatte, der Herr Abbé Gabriel der einzige anwesende Erbe war, so erschien er nothwendigerweise unausweichlich, als der einzige gesetzliche Eigenthümer dieses unermeßlichen, ungeheuern Vermögens, ohne Zweifel; und ich erfreue mich darob in meiner christlichen Liebe, daß es ungeheuer ist, weil vermittelst desselben viele Unglückliche unterstützt, viele Thränen getrocknet werden können.

„Da rennt plötzlich der Herr," und der Pater von

Aigrigny wies auf Dagobert, „der Herr herbei, in einer Verirrung, die ich ihm aus der tiefsten Tiefe meiner Seele verzeihe,, und die er sich, dessen bin ich gewiß, zum Vorwurfe machen wird, die Beschimpfung, die Drohung im Munde, und beschuldiget mich, daß ich, ich weiß nicht wo, ich weiß nicht welche Verwandte, habe einsperren lassen, um sie zu verhindern, sich hier einzufinden, zur rechten Zeit."

„Ja, ich beschuldige Sie dieser Niederträchtigkeit!" rief der Soldat aus, durch die Ruhe und Keckheit des hochwürdigen Paters erbittert. Ja, und ich werde . . ."

„Noch einmal, mein Herr, ich beschwöre Sie darum, seien Sie so gut, mich fortfahren zu lassen. Sie werden mir hernach antworten," sagte der Pater von Aigrigny mit der sanftesten, honigsüßesten Stimme.

„Ja, ich werde Ihnen antworten und Sie beschämen," rief Dagobert aus.

„Sei ruhig, sei ruhig, mein Vater," sagte Agricola; „Du wirst sogleich sprechen."

Der Soldat schwieg. Der Pater von Aigrigny fuhr mit neuer Zuversicht fort:

„Gewiß, wenn noch andere Erben vorhanden sind, als der Herr Abbé Gabriel, ist es für sie unangenehm, daß sie sich nicht zur rechten Zeit hier einfinden konnten. Ei, mein Gott! wenn ich anstatt die Sache der Leidenden und Dürftigen zu vertheidigen, meine Interessen vertheidigte, wär' ich weit entfernt, mir diesen dem Zufall verdankten Vortheil zu Nutze zu machen;

aber als Bevollmächtigter der großen Familie der Armen, bin ich gezwungen, meine unbedingten Rechte auf diese Erbschaft zu behaupten, und ich zweifle nicht, daß der Herr Notar die Gültigkeit meiner Ansprüche anerkenne, indem er mich in den Besitz dieser Papierwerthe einweiset, dir mir im Grunde gesetzlich gehören."

„Meine einzige Mission," entgegnete der Notar mit bewegter Stimme, „ist, den Willen des Erblassers getreulich zu vollziehen. Der Herr Abbé Gabriel von Rennepont ist der einzige Erbe, der sich vor der letzten, zur Schließung der Erbfolge bestimmten Frist, eingefunden hat. Die Schenkungsurkunde ist in der Ordnung; ich kann also nicht verweigern, ihm in der Person des Schenkgebers den Betrag der Erbschaft zu verabfolgen."

Bei diesen Worten verbarg Samuel sein Gesicht in seinen Händen, einen tiefen Seufzer ausstossend; er war gezwungen, die strenge Gerechtigkeit der Bemerkungen des Notars anzuerkennen.

„Aber, mein Herr," versetzte Dagobert, sich an den Gesetzesmann wendend, „dieß kann nicht seyn. Sie können zwei arme Waisen nicht so berauben lassen ... Im Namen ihres Vaters, ihrer Mutter spreche ich mit Ihnen. Ich schwöre Ihnen auf Ehre, auf meine Soldatenehre, daß man das Vertrauen und die Schwachheit meiner Frau mißbraucht hat, um die Töchter des Marschalls Simon in's Kloster zu bringen, und mich dadurch zu verhindern, sie diesen Morgen hierher zu

führen. Dieß ist so wahr, daß ich meine Klage bei einem Beamten gestellt habe."

„Wohlan! was hat er Ihnen geantwortet?" sagte der Notar.

„Daß meine Angabe nicht genüge, um diese jungen Mädchen aus dem Kloster zu nehmen, worin sie seyen, und daß die Justiz untersuchen würde."

„Ja, mein Herr," erwiederte Agricola „So war's auch hinsichtlich des Fräuleins von Cardoville, die man als wahnsinnig in einer Heilanstalt zurückhält, und die sich doch ihrer vollen Vernunft erfreut; sie hat, wie die Töchter des Marschalls Simon, Rechte auf diese Erbschaft. Ich habe für sie die nämlichen Schritte gethan, wie mein Vater sie für die Töchter des Marschalls Simon gethan hat."

„Nun denn?" fragte der Notar.

„Leider, mein Herr," antwortete Agricola, „hat man mir gesagt, wie meinem Vater, daß man, auf meine einfache Angabe hin, nicht handeln könnte, und daß man bedacht seyn würde."

Da in diesem Augenblicke Bathseba an dem Hausthore klingeln gehört hatte, verließ sie auf einen Wink Samuel's den rothen Saal.

Der Notar nahm das Wort, sich an Agricola und dessen Vater wendend: „Ferne von mir, meine Herren, sey der Gedanke, Ihre Loyalität in Zweifel zu setzen; aber es ist mir unmöglich, zu meinem großen Bedauern, Ihren Beschuldigungen, deren Wirklichkeit

mir nichts beweiset, genug Wichtigkeit beizulegen, um den gesetzlichen Gang der Dinge aufzuhalten; denn nach Ihrem eigenen Geständnisse, meine Herren, hat ja die richterliche Gewalt, an die Sie sich gewendet haben, nicht geglaubt, Ihren Angaben Folge geben zu müssen, und Ihnen gesagt, daß man untersuchen, und daß man bedacht seyn würde; auf mein Gewissen wend' ich mich nun an Sie, meine Herren, kann ich, in einem so schweren Falle, eine Verantwortlichkeit auf mich nehmen, welche obrigkeitliche Personen nicht auf sich zu nehmen gewagt haben?"

„Ja, im Namen der Gerechtigkeit, der Ehre, müssen Sie es," rief Dagobert aus.

„Vielleicht nach Ihrer Ansicht, mein Herr; aber nach der meinigen bleib ich der Gerechtigkeit und der Ehre treu, indem ich getreulich das vollziehe, was durch den geheiligten Willen eines Sterbenden vorgeschrieben ist. Uebrigens ist für Sie nicht alle Hoffnung verloren. Wenn die Personen, für die Sie sich interessiren, sich verletzt glauben, so wird dieß späterhin Gelegenheit zu einem rechtlichen Verfahren geben, zu einem Regresse an den Schenkgeber Herrn Abbé Gabriel. Aber inzwischen ist es meine Pflicht, ihn in den unmittelbaren Besitz der Papierwerthe zu setzen. Ich würde mich ernstlich bloßstellen, wenn ich anders handeln wollte."

Die Bemerkungen des Notars schienen so gemäß dem strengen Rechte, daß Samuel, Dagobert und Agricola bestürzt da standen. Gabriel, nach kurzem Nach-

sinnen, schien einen verzweifelten Entschluß zu fassen, und sagte zum Notar mit fester Stimme: „Weil das Gesetz, in diesem Falle, unvermögend ist, das gute Recht zu unterstützen, will ich, mein Herr, ein äußerstes Mittel ergreifen; bevor ich dazu mich entschließe, frag' ich zum Letztenmale den Herrn Abbé von Aigrigny, ob er sich mit dem begnügen wolle, was von diesem Vermögen mir zufällt, unter der Bedingung, daß die andern Theile der Erbschaft in sichern Händen verbleiben, bis die Erben, in deren Namen man reclamirt, ihre Rechts-Ansprüche werden dargethan haben können."

„Auf diesen Antrag werde ich antworten, was ich schon gesagt habe," erwiederte der Pater von Aigrigny. „Es handelt sich hier nicht um mich, sondern um ein unermeßliches Interesse der christlichen Liebe; ich bin also gezwungen, das theilweise Anerbieten des Herrn Abbé Gabriel abzulehnen, und ihn an seine Verpflichtungen aller Art zu erinnern."

„Also, mein Herr, Sie lehnen diesen Vergleich ab?" sagte Gabriel mit bewegter Stimme.

„Die christliche Liebe gebietet es mir."

„Sie lehnen ab — unbedingt."

„Ich denke an alle die heiligen Werke, welche diese Schätze zur größeren Ehre Gottes gründen werden, und ich fühle weder den Muth noch den Willen in mir, die mindeste Bewilligung zu machen."

„Dann, mein Herr," entgegnete der junge Priester

mit bewegter Stimme, „weil Sie mich dazu zwingen, widerrufe ich meine Schenkung; ich habe mich nur für das verpflichten wollen, was mein gehört, und nicht für das, was Andern gebührt."

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Abbé," erwiederte der Pater von Aigrigny, „ich will Ihnen bemerken, daß ich einen geschriebenen, förmlichen Eid in Händen habe."

„Ich weiß es, mein Herr, Sie haben eine Schrift, laut welcher ich schwöre, niemals diese Schenkung zu widerrufen, unter welchem Vorwande es sey, bei Strafe des Abscheues und der Verachtung aller ehrlichen Leute. Wohlan, mein Herr, es sey," sagte Gabriel mit tiefer Bitterkeit, „ich werde mich allen Folgen meines Meineides aussetzen; Sie werden ihn überall verkünden; ich werde der Verachtung, dem Abscheue Aller preisgegeben seyn; aber Gott wird mich richten." Und der junge Priester trocknete eine Thräne, die aus seinen Augen quoll.

„O, beruhige Dich, mein braves Kind!" rief Dagobert, Hoffnung schöpfend; „alle ehrlichen Leute werden Dir beistimmen!"

„Gut, gut! mein Bruder," sagte Agricola.

„Herr Notar, machen Sie doch dem Herrn Abbé Gabriel begreiflich, daß er meineidig werden kann, so oft es ihm beliebt, daß aber das Civilgesetzbuch weniger bequem zu verletzen ist, als ein Versprechen, einfach... und nur... geweiht!"

„Sprechen Sie, mein Herr," sagte Gabriel.

„Belehren Sie also den Herrn Abbé Gabriel," fuhr

Rodin fort, „daß eine Schenkung unter Lebenden, wie diese, welche er dem hochwürdigen Pater von Aigrigny gemacht hat, nur aus drei Gründen widerruflich ist, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr, aus drei Gründen,“ sagte der Notar.

„Der erste ist wegen unvermutheter Dazukunft eines Kindes,“ versetzte Rodin, „und ich müßte erröthen, mit Herrn Abbé Gabriel von diesem Nichtigkeitsgrunde zu sprechen. Der zweite Grund der Annullirung würde die Undankbarkeit des Beschenkten seyn. Nun, Herr Abbé Gabriel kann unserer innigen und ewigen Dankbarkeit gewiß seyn. Endlich der dritte Nichtigkeitsgrund ist der Nichtvollzug der Wünsche des Schenkgebers, hinsichtlich der Verwendung seiner Geschenke. Nun, eine so schlechte Meinung auch Herr Abbé Gabriel von uns plötzlich gefaßt haben mag, wird er uns wenigstens einige Probezeit bewilligen, um ihn zu überzeugen, daß seine Geschenke, wie er es wünscht, zu Werken angewendet werden, welche die größere Ehre Gottes zum Zwecke haben.“

„Jetzt, Herr Notar,“ nahm der Pater von Aigrigny das Wort, „ist es an Ihnen, zu verkünden und zu sagen, ob Herr Abbé Gabriel die Schenkung, die er mir gemacht hat, widerrufen kann, oder nicht.“

Im Augenblicke, da der Notar antworten wollte, trat Bathseba wieder ein, zwei neuen Personen vorausgehend, die sich im rothen Saale, in kurzen Zwischenräumen, einfanden.

Zehntes Kapitel.

Ein guter Geist.

Die erste der beiden Personen, welche die Antwort des Notars unterbrochen hatten, war Faringhea. Bei dem Anblicke dieses Mannes mit finsterem Gesichte näherte sich Samuel, und sagte zu ihm: „Wer sind Sie, mein Herr?“

Nachdem er einen durchdringenden Blick auf Rodin geworfen hatte, der unmerklich schauderte, und bald wieder seine gewohnte Kaltblütigkeit gewann, antwortete Faringhea Samuel: „Der Prinz Djalma ist seit kurzer Zeit aus Indien angekommen, um sich heute hier einzufinden, so wie es ihm auf der Inschrift einer Medaille anempfohlen war, die er am Halse trug.“

„Auch er,“ rief Gabriel aus, der, wie man weiß, der Schiffahrtsgefährte des Indiers von den Azorischen Inseln her gewesen war, wo das aus Alexandrien kommende Schiff sich vor Anker gelegt hatte, — „auch er Erbe . . . In der That, während der Ueberfahrt hat der Prinz mir gesagt, daß seine Mutter von französischer Abkunft war. Aber ohne Zweifel hat er geglaubt, mir den Zweck seiner Reise verhehlen zu müssen . . . O! das ist ein edler und muthiger junger Mann, dieser Indier, wo ist er?“

Der Erwürger warf einen neuen Blick auf Rodin,

und sagte, seine Worte langsam betonend: „Ich habe den Prinzen gestern Abend verlassen, er hat mir anvertraut, daß, obgleich er ein ziemlich großes Interesse habe, sich hier einzufinden, es geschehen könnte, daß er dieses Interesse andern Verhältnissen aufopfern würde; ich habe in dem nämlichen Gasthofe, wo er geblieben, übernachtet. Diesen Morgen, da ich zu ihm ging, um mit ihm zu sprechen, sagte man mir, daß er schon ausgegangen sei. Meine Freundschaft für ihn hat mich verpflichtet, in dieses Haus zu kommen, in der Hoffnung, daß die Aufschlüsse, die ich über den Prinzen geben könnte, nützlich seyn möchten."

Indem er kein Wort von dem Hinterhalte sagte, in den er am Vorabende gefallen war, die Anschläge Rodin's hinsichtlich Djalma's verschwieg, und zudem die Abwesenheit dieses Letztern einer freiwilligen Ursache zuschrieb, wollte der Erwürger offenbar dem Socius dienen, wohl darauf rechnend, daß dieser ihn für seine Verschwiegenheit zu belohnen wüßte. Es ist überflüßig, zu sagen, daß Faringhea unverschämt log. Nachdem es am Morgen ihm gelungen war, durch ein Wunder von List, Gewandtheit und Keckheit, seiner Haft zu entspringen, war er in das Hôtel geeilt, worin er Djalma gelassen hatte; hier hatte er erfahren, daß ein Mann und eine Frau, von achtungswerthem Alter und Aussehen, welche sich Verwandte des jungen Indiers genannt, mit ihm zu sprechen verlangten, und erschreckt von dem Zustande gefährlicher Schlafsucht, in welche er versunken

schien, ihn in ihren Wagen bringen ließen, um ihn in ihre Wohnung mitzunehmen, und alle nöthige Pflege ihm zu verschaffen.

„Es ist unangenehm," sagte der Notar, „daß dieser Erbe sich eben so wenig eingefunden; aber leider hat er alle seine Rechte auf die unermeßliche Erbschaft verloren, um die es sich handelt."

„Ah! es handelte sich um eine unermeßliche Erbschaft," sagte Faringhea, Rodin starr anblickend, der klüglich sein Gesicht abwendete.

Die Zweite der Personen, von denen wir gesprochen haben, trat in diesem Augenblicke ein.

Dieß war der Vater des Marschalls Simon, ein Greis von hoher Gestalt, noch munter und kräftig für sein Alter; seine Haare waren weiß und kurz; sein leicht geröthetes Gesicht drückte Feinheit, Sanftmuth und Energie aus. Agricola ging ihm rasch entgegen.

„Sie hier, Herr Simon?" rief er aus.

„Ja, mein Junge," erwiederte der Vater des Marschalls Simon, Agricola's Hand herzlich drückend, „so eben komme ich von der Reise an. Herr Hardy sollte sich hier einfinden, wie er vermuthet in einer Erbschaftssache; aber da er noch einige Zeit von Paris abwesend ist, hat er mich beauftragt, zu . . ."

„Auch er, Erbe, Herr François Hardy," rief Agricola aus, den alten Arbeiter unterbrechend.

„Aber wie bleich und verstört Du bist, mein Junge! Was giebt's denn?" entgegnete der Vater des Mar-

schalls, erstaunt um sich blickend, „um was handelt sich's denn?“

„Um was es sich handelt? Um Ihre Enkelinnen, die man beraubt hat,“ rief Dagobert verzweiflungsvoll aus, dem Werkführer sich nähernd, „und um bei dieser Abscheulichkeit gegenwärtig zu seyn, hab' ich sie aus dem Innern Sibiriens hierher geführt.“

„Sie,“ erwiederte der alte Arbeiter, indem er die Züge des Soldaten zu erkennen suchte, „Sie sind also . . .“

„Dagobert!“

„Sie, Sie, der meinem Sohne so edelmüthig Ergebene,“ rief der Vater des Marschalls aus, und drückte Dagobert mit aller Herzlichkeit die Hände, „aber haben Sie nicht von Simons Tochter gesprochen?“

„Von seinen Töchtern, denn er ist glücklicher, als er glaubt,“ sagte Dagobert, „diese armen Kinder sind Zwillinge.“

„Und wo sind sie?“ fragte der Greis.

„Im Kloster.“

„Im Kloster!“

„Ja, durch die Verrätherei dieses Mannes da, der, indem er sie dort zurück hielt, sie enterben ließ.“

„Welcher Mann?“

„Der Marquis von Aigrigny.“

„Der grimmigste Feind meines Sohnes,“ rief der alte Arbeiter aus, einen Blick des Abscheues auf den Pater von Aigrigny werfend, dessen Keckheit sich nicht verläugnete.

„Und dieß ist nicht Alles," erwiederte Agricola; „Herr Hardy, mein würdiger und braver Principal, hat leider auch seine Rechte auf diese unermeßliche Erbschaft verloren."

„Was sagst Du?" rief der Vater des Marschalls Simon aus; „aber Herr Hardy wußte nicht, daß es sich um so wichtige Interessen für ihn handelte. Er ist eilig fortgereiset, um sich zu einem seiner Freunde zu begeben, der seiner bedurfte."

Bei jeder dieser aufeinander folgenden Offenbarungen, fühlte Samuel seine Verzweiflung zunehmen; doch konnte er nur seufzen; denn leider war der Wille des Erblasses ausdrücklich. Der Pater von Aigrigny, welcher diesem Auftritte ein Ende zu machen wünschte, der ihn ungeachtet seiner scheinbaren Ruhe in peinliche Verlegenheit setzte, sagte zum Notar mit ernster und eindringlicher Stimme:

„Dieß Alles muß denn doch ein Ziel haben, mein Herr; wenn die Verleumdung mich erreichen könnte, würde ich durch die Thatsachen, die sich ergeben haben, siegreich darauf antworten. Warum niedrigen Anschlägen die Abwesenheit der Erben zuschreiben, in deren Namen dieser Soldat und sein Sohn so beschimpfend Forderungen machen? Warum sollte ihre Abwesenheit weniger erklärbar seyn, als jene des jungen Indiers? als jene des Herrn Hardy, welcher, wie sein Vertrauter sagt, die Wichtigkeit der Interessen nicht kannte, die ihn hierher beruften? „Ist es nicht wahrscheinlicher, daß

die Töchter des Herrn Marschalls Simon, daß das Fräulein von Cardoville, aus sehr natürlichen Gründen, diesen Morgen sich hier nicht einfinden konnten? Noch einmal, dieß hat zu lang gedauert; ich glaube, der Herr Notar werde denken, wie ich, daß diese Entdeckung von neuen Erben durchaus nichts an der Frage ändert, welche ich die Ehre hatte so eben an ihn zu stellen, nämlich: daß ich als Bevollmächtigter der Armen, denen der Herr Abbé Gabriel mit Allem ein Geschenk gemacht hat, was er besaß, ungeachtet seiner späten und ungesetzlichen Einwendung, einziger Besitzer dieses Vermögens bleibe, das zur größeren Ehre Gottes anzuwenden ich mich verpflichtet habe, und Angesichts Aller in diesem feierlichen Augenblicke mich wieder verpflichte. Belieben Sie unumwunden zu antworten, Herr Notar, und dadurch eine für Alle peinliche Scene zu endigen."

„Mein Herr," erwiederte der Notar mit feierlicher Stimme, „bei meiner Seele und nach meinem Gewissen, im Namen der Gerechtigkeit und des Gesetzes, als treuer und unparteiischer Vollstrecker des letzten Willens des Herrn Marius von Rennepont, erkläre ich, daß, durch die Thatsache der Schenkung des Herrn Abbé Gabriel von Rennepont, Sie Herr Abbé von Aigrigny, der einzige Eigenthümer dieses Vermögens sind, in dessen Genuß ich Sie hiemit alsogleich einweise, damit Sie darüber nach dem Wunsche des Schenkgebers verfügen mögen."

Diese mit Ueberzeugung und Ernst ausgesprochenen

Worte, vernichteten die letzten und unbestimmten Hoffnungen, welche die Vertheidiger der Erben noch hätten hegen können.

Samuel wurde blässer, als er gewöhnlich war; krampfhaft drückte er Bathseba's Hand, die sich ihm genähert hatte, und schwere Thränen floßen langsam über die Wangen der beiden Alten.

Dagobert und Agricola waren in finstere Niedergeschlagenheit versunken; über die Gründe des Notars bestürzt, der sagte, daß er weder Glauben noch Wirkung mehr ihren Forderungen zugestehen könne, welche die obrigkeitlichen Personen selbst ihnen nicht zugestanden hatten, sahen sie sich gezwungen, auf alle Hoffnung zu verzichten.

Gabriel litt mehr, als Jemand; er empfand schreckliche Gewissensbisse, bedenkend, daß er durch seine Verblendung die Ursache und das unwillkürliche Werkzeug dieser abscheulichen Beraubung war.

Daher, als der Notar, nachdem er sich vom Betrage der im Kästchen von Cedernholz verschlossenen Papierwerthe überzeugt hatte, zu Pater von Aigrigny sagte:

„Nehmen Sie von diesem Kästchen Besitz, mein Herr," rief Gabriel mit schmerzlicher Entmuthigung, in tiefer Verzweiflung aus: „Ach! unter diesen Umständen sollte man sagen, daß ein unerbittliches Verhängniß auf allen Denjenigen laste, die der Theilnahme, des Wohlwollens oder der Achtung würdig sind. O! mein

Gott,“ fügte der junge Priester hinzu, mit Inbrunst die Hände faltend, „Deine höchste Gerechtigkeit kann den Triumph einer solchen Ungerechtigkeit nicht zulassen!!!“

Man hätte sagen können, daß der Himmel die Bitte des Missionärs erhörte. Kaum hatte er gesprochen, als ein seltsames Ereigniß eintrat.

Rodin, ohne das Ende von Gabriels Anrufung zu erwarten, hatte, gemäß der Ermächtigung des Notars, das Kästchen unter seinen Arm genommen, ohne ein heftiges Aufathmen der Freude und des Triumphes zurückhalten zu können. Gerade in diesem Augenblicke, da der Pater von Aigrigny und der Socius endlich Eigenthümer des Schatzes zu seyn glaubten, ging plötzlich die Thüre des Gemaches auf, worin man die Pendeluhr hatte schlagen hören.

Eine Frau erschien auf der Schwelle. Bei ihrem Anblicke stieß Gabriel einen lauten Schrei aus, und blieb wie niedergedonnert stehen.

Samuel und Bathseba sanken mit gefalteten Händen auf die Knie. Die beiden Israeliten fühlten sich durch eine unerklärbare Hoffnung neu belebt. Alle übrigen Theilnehmer dieses Auftrittes waren von Erstaunen ergriffen. Rodin, selbst Rodin, fuhr zwei Schritte zurück, und stellte das Kästchen mit zitternder Hand wieder auf den Tisch.

Obwohl in diesem Zwischenfalle nur sehr Natürliches lag: eine Frau, auf der Schwelle der Thüre er-

scheinend, die sie geöffnet hatte, so trat doch ein Moment tiefen, feierlichen Schweigens ein. Jede Brust war beklommen, keuchend. Alle endlich, bei dem Anblicke dieser Frau, empfanden ein mit dumpfem Schrecken, mit unerklärbarer Angst gemischtes Erstaunen; denn diese Frau schien das lebende Original des seit hundert fünfzig Jahren in diesem Saale befindlichen Porträtes. Dieß war der nämliche Kopfputz, das nämliche Kleid mit etwas schleppenden Falten, die nämliche Physiognomie mit dem Gepräge einer tiefen und ergebenen Traurigkeit.

Diese Frau schritt langsam vor, und ohne zu scheinen, als ob sie den gewaltigen Eindruck bemerke, den ihre Gegenwart hervorbrachte.

Sie näherte sich einem der mit Kupfer und Zinn ausgelegten Schränke, drückte eine in den Gesimsen von vergoldeter Bronce verborgene Feder, öffnete so die obere Schublade dieses Schrankes, zog einen versiegelten Pergamentumschlag heraus, und legte dann, dem Tische sich nähernd, dieses Papier vor den Notar hin, welcher, bisher unbeweglich und stumm, es mechanisch nahm.

Nachdem diese Frau auf Gabriel, der durch ihre Anwesenheit bezaubert schien, einen langen melancholischen und sanften Blick geworfen hatte, wendete sie sich gegen die offen gebliebene Thüre der Hausflur.

An Samuel und Bathseba, die immer noch auf den Knien lagen, vorübergehend, blieb sie einen Augenblick stehen, neigte ihr schönes Haupt gegen die beiden Al-

ten, und betrachtete sie mit zärtlicher Sorgfalt; dann, nachdem sie ihnen ihre Hände zu küßen gegeben hatte, verschwand sie eben so langsam, als sie erschienen war, nach einem letzten Blicke auf Gabriel.

Die Entfernung dieser Frau schien den Zauber zu lösen, von welchem alle Anwesenden während einiger Minuten befangen waren.

Gabriel brach zuerst das Schweigen, mit bewegter Stimme murmelnd: „Sie ist's! wieder sie, hier, in diesem Hause?"

„Wer, sie ... mein Bruder?" sagte Agricola, unruhig wegen der Bläße und fast verwirrten Miene des Missionärs; denn der Hammerschmid, der bisher die auffallende Aehnlichkeit dieser Frau mit dem Porträte nicht bemerkt hatte, theilte doch, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können, die allgemeine Bestürzung. Dagobert und Faringhea befanden sich in einem ähnlichen geistigen Zustande.

„Wer ist diese Frau?" fragte Agricola, Gabriel's Hand faßend, die er feucht und eisig fühlte.

„Sieh hin!" erwiederte der junge Priester; „seit mehr als anderthalb Jahrhunderten sind diese Gemälde da."

Und mit der Hand wies er auf die beiden Porträte, vor denen er eben saß. Bei Gabriel's Bewegung erhoben Agricola, Dagobert und Faringhea ihre Blicke zu den beiden Porträten, die rechts und links vom Kamine hingen. Drei Ausrufungen ließen sich zumal hören.

„Sie ist's, sie ist die nämliche Frau!" rief der Hammerschmid erstaunt aus; „und seit hundertfünfzig Jahren ist ihr Porträt hier!"

„Was seh' ich? der Freund und Emissär des Marschalls Simon!" rief Dagobert aus, das Porträt des Mannes betrachtend. „Ja, wohl ist es das Gesicht desjenigen, der im vorigen Jahre in Sibirien zu uns gekommen ist. O! ich erkenne ihn an seiner traurigen und sanften Miene; und auch an seinen Augenbrauen, die nur eine bilden."

„Meine Augen täuschen mich nicht, nein, dieß ist der Mann mit der schwarzgestreiften Stirne, den wir am Ufer des Ganges erwürgt und eingescharrt haben," sagte Faringhea ganz leise für sich, vor Schrecken zitternd, „der Mann, welchen einer von Bohwanie's Söhnen im verflossenen Jahre, zu Java, in den Ruinen von Tschandi, seit der Ermordung in der Nähe eines Thores von Bombay getroffen zu haben versicherte, und seit anderthalb Jahrhunderten existirt dieses Bildniß." Und so wie Dagobert und Agricola, konnte der Erwürger seine Augen von diesem seltsamen Porträte nicht abwenden.

„Welche geheimnißvolle Aehnlichkeit!" dachte der Pater von Aigrigny, dann, wie von einer plötzlichen Idee durchzuckt, sagte er zu Gabriel: „Ist diese Frau die nämliche, welche Ihnen in Amerika das Leben gerettet hat?"

„Die nämliche," antwortete Gabriel schaudernd, —

„und sie hatte mir doch gesagt, daß sie nach dem nördlichen Amerika gehen würde,“ fügte der junge Priester, zu sich selbst sprechend, bei.

„Aber wie kommt sie in dieses Haus?“ sagte der Pater von Aigrigny, sich zu Samuel wendend. „Antworten Sie, Aufseher. Diese Frau war also vor oder mit uns hereingekommen?“

„Ich bin hier zuerst und allein eingetreten, als, zum Erstenmale seit anderthalb Jahrhunderten, die Thüre geöffnet worden ist,“ sagte Samuel ernst.

„Wie erklären Sie dann die Anwesenheit dieser Frau hier?“ setzte der Pater von Aigriguy hinzu.

„Ich suche nichts zu erklären,“ erwiederte der Jude; „ich sehe, ich glaube, und jetzt hoffe ich,“ fügte er bei, indem er Bathseba mit einem unerklärbaren Ausdrucke anschaute.

„Aber, noch einmal, Sie müssen die Anwesenheit dieser Frau erklären,“ sagte der Pater von Aigrigny, von einer dunklen Besorgniß ergriffen; „wer ist sie? Wie kommt sie hierher?“

„Alles, was ich weiß, mein Herr, ist, daß nach dem, was mir mein Vater oft gesagt hat, unterirdische Verbindungen zwischen diesem Hause und entfernten Punkten dieses Stadtviertels bestehen.“

„Ah! nun ist nichts einfacher,“ entgegnete der Pater von Aigrigny; „es ist nur noch zu wissen übrig, welcher Zweck diese Frau bewogen hat, sich so in dieses Haus zu verfügen. Was die sonderbare Aehnlichkeit

mit diesem Porträte betrifft, so ist sie ein Naturspiel."

Rodin hatte die allgemeine Gemüthsaufregung hinsichtlich der Erscheinung dieser geheimnißvollen Frau getheilt; als er sie aber dem Notar ein versiegeltes Packet zustellen sah, war der Socius, anstatt sich um das Auffallende dieser Erscheinung zu bekümmern, nur mehr von dem drängenden Wunsche erfüllt, mit dem fortan der Gesellschaft gehörenden Schatze dieses Haus zu verlassen; er empfand eine unbestimmte Unruhe bei dem Anblicke des schwarzversiegelten Umschlages, welchen Gabriel's Beschützerin dem Notar eingehändiget hatte, und den dieser mechanisch in seinen Händen hielt.

Der Socius, welcher es für sehr gelegen und sehr rathsam hielt, inmitten der noch immer fortdauernden Bestürzung und des Schweigens mit dem Kästchen zu verschwinden, stieß den Pater von Aigrigny sachte mit dem Elbogen, gab ihm einen Wink des Einverständnisses, nahm das Kästchen von Cedernholz unter seinen Arm, und schlich sich der Thüre zu.

„Einen Augenblick, mein Herr," sagte Samuel zu ihm, und vertrat ihm den Weg, „ich bitte den Herrn Notar, den ihm so eben überreichten Umschlag zu prüfen; Sie werden hernach fortgehen."

„Aber, mein Herr," entgegnete Rodin, indem er den Durchgang zu erzwingen suchte, „in der Sache ist zu Gunsten des Paters von Aigrigny definitiv gesprochen. Erlauben Sie also . . !"

„Ich sage Ihnen, mein Herr," versetzte der Greis mit einer wiederhallenden Stimme, „daß dieses Kästchen nicht von hier fortkommen wird, bevor nicht der Herr Notar vom Umschlage, den man ihm so eben zugestellt hat, Kenntniß wird genommen haben."

Diese Worte Samuel's zogen die Aufmerksamkeit Aller auf sich.

Rodin mußte wieder umkehren.

Ungeachtet seiner Festigkeit bebte der Jude bei dem unversöhnlichen Blicke, welchen in diesem Augenblicke Rodin ihm zuschleuderte.

Der Notar, Samuel's Wunsche entsprechend, prüfte den Umschlag mit Aufmerksamkeit.

„Himmel!" rief er plötzlich aus, „was seh' ich? Ah! desto besser!"

Bei dem Ausrufe des Notars, wendeten sich alle Blicke gegen ihn.

„O! lesen Sie, lesen Sie, mein Herr," rief Samuel die Hände faltend, „meine Ahnungen werden mich vielleicht nicht getäuscht haben!"

„Aber, mein Herr," sagte der Pater von Aigrigny zum Notar, indem er Rodin's Angst zu theilen begann; „aber, mein Herr, was für ein Papier ist dieß?"

„Ein Kodizill," erwiederte der Notar, „ein Kodizill, welches Alles wieder in Frage stellt."

„Wie, mein Herr," rief der Pater von Aigrigny wüthend aus, rasch dem Notar sich nähernd, „Alles ist in Frage gestellt? Und mit welchem Rechte?"

„Das ist unmöglich,“ fügte Rodin bei, „wir protestiren.“

„Gabriel, mein Vater! Höret doch, —“ rief Agricola aus, — „es ist nicht Alles verloren, es bleibt Hoffnung, Gabriel, hörst Du? es bleibt Hoffnung.“

„Was sagst Du —“ versetzte der junge Priester aufstehend, und den Worten seines Adoptivbruders kaum glaubend.

„Meine Herren, —“ sagte der Notar, — „ich muß Ihnen die Aufschrift dieses Umschlages vorlesen, Sie ändert oder vielmehr vertagt alle Testamentsverfügungen.“

„Gabriel,“ — rief Agricola aus, dem Missionär um den Hals fallend, — „Alles ist vertagt, nichts ist verloren!!“

„Meine Herren, hören Sie, —“ fuhr der Notar fort, und las, was folgt:

„Dieß ist ein Kodizill, welches aus Gründen die man unter diesem Umschlage ausgeführt finden wird, vertagt und aufschiebt bis 1. Juni 1832, aber ohne sie irgendwie zu ändern, alle die in diesem, von mir heute Nachmittags ein Uhr gemachten Testamente enthaltenen Verfügungen. Das Haus wird wieder verschlossen, und die Gelder sollen immer dem Verwahrer belassen bleiben, um am 1. Juni 1832. an die Berechtigten vertheilt zu werden.

Villetaneuse, am heutigen Tage den 13. Februar 1682., um eilf Uhr Nachts.

„Marius von Rennepont.“

„Ich behaupte gerichtlich, daß dieses Kodizill falsch sey!“ rief der Pater von Aigrigny, erdfahl vor Verzweiflung und Wuth.

„Die Frau, welche es dem Notar übergeben hat, ist uns verdächtig,“ fügte Rodin bei. „Dieses Kodizill ist falsch.“

„Nein, mein Herr,“ sagte der Notar ernst; „denn ich habe so eben die beiden Unterschriften verglichen, und sie sind durchaus gleich. Uebrigens, was ich diesen Morgen wegen der nicht anwesenden Erben sagte, ist auf Sie anwendbar. Sie werden die Aechtheit dieses Kodizills angreifen können; aber Alles bleibt ausgesetzt und wie nicht geschehen, weil die Frist für die Schließung der Erbfolge auf vierthalb Monate verschoben ist.“

Als der Notar diese letztern Worte ausgesprochen hatte, waren Rodins Nägel blutend; zum erstenmale schienen seine bleichen Lippen roth.

„O! mein Gott! Du hast mich gehört. Du hast mich erhört,“ rief Gabriel aus, knieend, und mit religiöser Inbrunst die Hände faltend, und sein Engelsgesicht zum Himmel wendend; „Deine höchste Gerechtigkeit konnte die Ungerechtigkeit nicht triumphiren lassen.“

„Was sagst Du, mein braves Kind?“ rief Dagobert

aus, der im ersten Freudentaumel den Inhalt dieses Kodizills nicht recht verstanden hatte.

„Alles ist zurückgegangen, mein Vater," sagte der Hammerschmid, „die Frist, sich einzufinden, ist auf vierthalb Monate, von heute an gerechnet, festgesetzt. Und nun sind diese Leute da entlarvt." Agricola wies auf Rodin und den Pater von Aigrigny. „Es ist nichts mehr von ihnen zu fürchten; man wird auf seiner Hut seyn, und die Waisen, das Fräulein von Cardoville, mein würdiger Principal, Herr Hardy, und der junge Indier, werden in den Besitz ihres Vermögens treten." ...

Man muß darauf verzichten, die Wonnetrunkenheit den Freudentaumel von Gabriel und Agricola, von Dagobert und dem Vater des Marschalls Simon, von Samuel und Bathseba zu schildern.

Faringhea allein blieb mürrisch und düster vor dem Porträte des Mannes mit der schwarzgestreiften Stirne stehen. Was die Wuth des Paters von Aigrigny und Rodin's betrifft, als sie Samuel wieder das Kästchen von Cedernholz nehmen sahen, so muß man der Schilderung derselben gleichfalls entsagen.

Auf die Bemerkung des Notars, der das Kodizill forttrug, um es nach den gesetzlichen Formen öffnen zu lassen, begriff Samuel, daß es vorsichtiger sey, die unermeßlichen Papierwerthe, als deren Verwahrer man ihn kannte, in der Bank von Frankreich zu deponiren.

Während alle edelmüthigen Herzen, die einen Augenblick so viel gelitten, von Glück, Hoffnung und

Freude überflossen, verließen der Pater von Aigrigny und Rodin dieses Haus, mit Wuth und Tod im Herzen. Der hochwürdige Pater stieg in seinen Wagen, und sagte zu seinen Leuten: „In's Hôtel Saint-Dizier.“ Dann sank er, ganz außer sich, vernichtet, auf die Kissen, sein Gesicht mit seinen Händen verhüllend, und einen tiefen Seufzer ausstoßend. Rodin setzte sich neben ihn, und betrachtete mit einer Mischung von Zorn und Verachtung diesen so niedergeschlagenen und zu Boden gedrückten Mann.

„Der Feige,“ sagte er ganz leise für sich. „Er verzweifelt; dennoch“ . . . .

Nach einer Viertelstunde kam der Wagen in der Babylonstrasse an, und fuhr in den Hof des Hôtels Saint-Dizier.

Eilftes Kapitel.

Die Ersten sind die Letzten, die Letzten sind die Ersten.

Der Wagen des Paters von Aigrigny kam rasch im Hôtel Saint-Dizier an. Während der Fahrt blieb Rodin stumm, und begnügte sich, den Pater von Aigrigny aufmerksam zu beobachten und anzuhören, welcher den Schmerzen und der Wuth über seine Täuschungen in einem langen Monologe, unterbrochen von Ausrufungen, Wehklagen, Entrüstungen hinsichtlich der un-

erbittlichen Schläge des Schicksales Luft machte, die in einem Augenblicke die bestgegründeten Hoffnungen zu Grunde richten. Als der Wagen des Paters von Aigrigny in den Hof fuhr, und vor der Säulenhalle des Hôtels Saint-Dizier hielt, konnte man hinter den Scheiben eines Fensters, und durch die Falten eines Vorhanges halb verborgen, das Gesicht der Prinzessin sehen; in ihrer gewaltigen Angst wollte sie sehen, ob es der Pater von Aigrigny wäre, der ankam. Noch mehr, jeder Schicklichkeit zum Hohne, verließ diese vornehme Dame, in der Regel für Schein und Förmlichkeiten so sehr eingenommen, hastig ihr Gemach, und stieg einige Stuffen der Treppe hinab, um dem Pater von Aigrigny entgegen zu eilen, der mit niedergeschlagener Miene die Stuffen erklimmte.

Die Prinzessin blieb bei dem Anblicke der erdfahlen, verstörten Physiognomie des hochwürdigen Paters plötzlich stehen und erblaßte; sie vermuthete, daß Alles verloren sey. Ein rascher, mit ihrem ehemaligen Geliebten gewechselter Blick, ließ ihr über den Ausgang, welchen sie befürchtete, keinen Zweifel mehr.

Rodin folgte demüthig dem hochwürdigen Pater. Beide, unter dem Vortritte der Prinzessin, traten bald in ihr Kabinet. Nach verschlossener Thüre wendete sich die Prinzessin mit unsäglicher Angst zu Pater von Aigrigny, und rief aus: „Was ist denn geschehen?"

Anstatt auf diese Frage zu antworten, schaute der hochwürdige Pater mit zornfunkelnden Augen, bleichen

Lippen, verzerrten Zügen, der Prinzessin in's Gesicht, und sagte zu ihr: „Wissen Sie, wie hoch sich diese Erbschaft beläuft, die wir auf vierzig Millionen anschlugen?"

„Ich verstehe," rief die Prinzessin aus, „man hat uns getäuscht, diese Erbschaft wird zu Wasser; Sie haben sich vergeblich bemüht."

„Ja, wir haben uns vergeblich bemüht," erwiederte der Pater von Aigrigny, vor Zorn mit den Zähnen knirschend, „Vergeblich!!! und es handelte sich nicht um vierzig Millionen; sondern um zwei hundert zwölf Millionen."

„Zwei hundert zwölf Millionen," wiederholte die Prinzessin, betäubt einen Schritt zurücktretend; „das ist unmöglich."

„Ich habe sie gesehen, sag' ich Ihnen, in Papierwerthen in einem Kästchen eingeschlossen, vom Notare aufgezeichnet."

„Zweihundert zwölf Millionen!" versetzte die Prinzessin niedergeschlagen; „aber dieß wäre eine unermeßliche, königliche Macht. Und Sie haben verzichtet, und Sie haben nicht gekämpft, mit allen möglichen Mitteln, bis zum letzten Momente?"

„Ei, Madame, ich habe Alles gethan, was ich konnte!!! ungeachtet der Verrätherei Gabriel's, der, diesen Morgen erst, erklärt hat, daß er uns verlassen, sich von der Gesellschaft trennen würde."

„Der Undankbare!" sagte die Prinzessin treuherzig.

„Die Schenkungsurkunde, welche ich aus Vorsicht durch den Notar hatte legalisiren lassen, war in so guter Form, daß trotz der Einwendungen jenes wüthenden Soldaten und dessen Sohnes, der Notar mich in den Besitz dieses Schatzes eingewiesen hatte."

„Zweihundert zwölf Millionen!" wiederholte die Prinzessin, die Hände faltend. „Wahrlich! das ist wie ein Traum."

„Ja," entgegnete gramvoll der Pater von Aigrigny, „für uns ist dieser Besitz ein Traum gewesen; denn man hat ein Kodizill entdeckt, welches alle testamentarischen Verfügungen auf vierthalb Monate verschob; nun ist die Nachricht, gerade durch unsere Vorsichtsmaßregeln, jener Bande von Erben gegeben; sie kennen den ungeheuern Betrag der Summe; sie sind auf ihrer Hut; Alles ist verloren."

„Aber dieses Kodizill, welches verfluchte Wesen hat es denn bekannt gemacht?"

„Eine Frau?"

„Welche Frau?"

„Ich weiß nicht welche herumziehende Creatur, welche dieser Gabriel, sagt er, schon in Amerika getroffen, und die ihm das Leben gerettet hat."

„Und wie kam denn diese Frau dahin? Wie wußte sie die Existenz dieses Kodizilles?"

„Dieß Alles, glaub' ich, war mit einem elenden Juden verabredet, dem Wächter dieses Hauses, dessen Familie Verwahrerin dieser Fonds seit drei Generatio-

nen ist; ohne Zweifel hatte er irgend eine geheime Instruktion, für den Fall, daß man argwöhnen sollte, die Erben würden zurückgehalten; denn in seinem Testamente, hatte dieser Marius von Rennepont vorausgesehen, daß die Gesellschaft seinen Stamm überwachen würde."

„Aber kann man nicht die Gültigkeit dieses Kodizills bestreiten?"

„Prozessiren, zur jetzigen Zeit? Prozessiren wegen einer Testamentsangelegenheit? Uns ohne Gewißheit eines günstigen Erfolges sich tausend Nachreden aussetzen? Es ist wohl schon unangenehm genug, daß dieß Alles ruchbar werden muß. Ah! das ist entsetzlich, und im Augenblicke des Zielerreichens, nach so vielen Mühen! eine mit so viel Sorgfalt, so viel Beharrlichkeit, seit anderthalb Jahrhunderten verfolgte Angelegenheit."

„212 Millionen," sagte die Prinzessin; „da würde sich der Orden nicht mehr in fremden Ländern ansiedeln, sondern mit solchen Hülfsmitteln in Frankreich, im Herzen Frankreichs Ehrfurcht einflößen."

„Ja," erwiederte der Pater von Aigrigny mit Aerger, — „und durch die Erziehung hätten wir uns des ganzen heranwachsenden Geschlechtes bemächtiget. Dieß wäre in politischer Beziehung von unberechenbarer Wichtigkeit;" dann, mit den Füssen stampfend, fuhr er fort: „Ich sage Ihnen, dieß ist zum wahnsinnig wer-

den vor Wuth. Eine so klug, so geschickt, so geduldig geführte Angelegenheit!"

„Also, keine Hoffnung?"

„Die einzige ist, daß Gabriel seine Schenkung nicht zurückzieht, in soweit sie ihn betrifft. Diese wäre schon beträchtlich; denn sein Antheil allein würde sich auf 30 Millionen belaufen."

„Aber das ist ungeheuer, aber dieß ist fast so viel, als Sie hofften," rief die Prinzessin aus; „warum wollen Sie dann verzweifeln?"

„Weil es offenbar ist, daß Gabriel diese Schenkung bestreiten wird; so gesetzlich sie auch ist, wird er Mittel finden, ihre Aufhebung zu bewirken, jetzt, da er frei, über uns aufgeklärt, und von seiner Adoptivfamilie umgeben ist; ich sage Ihnen, daß Alles verloren ist; es bleibt keine Hoffnung mehr. Ich halte es selbst für klug, nach Rom zu schreiben, um die Erlaubniß zu erhalten, Paris auf einige Zeit zu verlassen. Diese Stadt ist mir verhaßt."

„O! ja, ich seh' es; es muß keine Hoffnung mehr seyn, weil Sie, mein Freund, Sie sich entschließen, fast zu fliehen."

Und der Pater von Aigrigny stand völlig vernichtet, demoralisirt da; dieser schreckliche Schlag hatte jede Springfeder, alle Energie in ihm gebrochen; er warf sich niedergeschlagen in einen Lehnstuhl.

Während dieser Unterredung war Rodin bescheiden bei der Thüre stehen geblieben, seinen alten Hut in der

Hand haltend. Einigemale, bei gewissen Stellen der Unterredung des Paters von Aigrigny und der Prinzessin, hatte sich das leichenhafte Gesicht des Socius, der von verhaltenem Zorne erfaßt schien, leicht geröthet, seine schlaffen Augenlieder waren roth geworden, wie wenn ihm in Folge eines heftigen inneren Kampfes das Blut in den Kopf gestiegen wäre; dann hatte sein düsteres Antlitz wieder seine bleiche Farbe angenommen.

„Ich muß alsogleich nach Rom schreiben, um diese Niederlage anzuzeigen, welche ein Ereigniß von höchster Wichtigkeit wird, weil sie unermeßliche Hoffnungen vernichtet,“ sagte der Pater von Aigrigny gramgebeugt.

Der hochwürdige Pater war sitzen geblieben; mit einer Geberde Rodin einen Tisch zeigend, sagte er zu ihm mit barscher und hochmüthiger Stimme:

„Schreiben Sie.“

Der Socius legte seinen Hut auf den Boden, antwortete durch eine ehrerbietige Verbeugung auf den Befehl des hochwürdigen Paters, und mit verdrehtem Halse, gesenktem Kopfe, schrägem Gange, setzte er sich auf den Rand des vor dem Schreibepulte stehenden Lehnstuhles; dann Papier und eine Feder nehmend, schweigend und regungslos, erwartete er das Vorsagen seines Obern.

„Sie erlauben, Prinzessin?“ sagte der Pater von Aigrigny zu Frau von Saint-Dizier.

Diese antwortete durch eine Bewegung der Ungeduld, welche dem Pater von Aigrigny seine Förmlich-

keitsfrage zu rügen schien. Der hochwürdige Pater neigte sich, und dictirte mit dumpfer und gepreßter Stimme diese Worte:

„Alle unsere Hoffnungen, kürzlich fast zu Gewißhei„ten gediehen, sind plötzlich vereitelt worden. Die An„gelegenheit Rennepont, trotz aller unserer Sorgfalt, „trotz aller bisher angewendeten Geschicklichkeit, ist voll„ständig und rettungslos mißlungen. Auf dem Punkte, „auf welchem die Sachen stehen, ist dieß leider mehr „als ein mißlungenes Unternehmen; es ist eines der „traurigsten Ereignisse für die Gesellschaft, deren Rechte „übrigens auf dieses, einer zu ihren Gunsten verfügten „Confiscation auf eine betrügerische Art entzogenen „Vermögens, moralisch offenbar waren. Ich habe we„nigstens das Bewußtseyn, Alles gethan zu haben, bis „zum letzten Augenblicke, um unsere Rechte zu verthei„digen und zu beschützen. Aber man muß, ich wieder„hole es, diese wichtige Angelegenheit als unbedingt „und für immer verloren betrachten, und nicht mehr „daran denken.“

Der Pater von Aigrigny dictirte dieß, Rodin den Rücken wendend.

Bei der raschen Bewegung, welche der Socius machte, indem er aufstand und seine Feder auf den Tisch warf, anstatt fortzuschreiben, kehrte sich der hochwürdige Pater um, und sagte zu Rodin, mit großem Erstaunen ihn anblickend:

„Nun denn! Was machen Sie?“

„Es muß ein Ende nehmen, dieser Mann faselt!!“ sagte Rodin zu sich selbst sprechend, langsam dem Kamine sich nähernd.

„Wie! Sie verlassen Ihren Platz? Sie schreiben nicht?“ sagte der hochwürdige Pater erstaunt. Dann, sich zur Prinzessin wendend, die seine Bestürzung theilte, fügte er bei, mit einem verächtlichen Blicke auf den Socius weisend: „Ah! er verliert den Kopf.“

„Verzeihen Sie ihm,“ erwiederte Frau von Saint-Dizier, „gewiß ist dieß der Kummer, den ihm der Ruin dieser Angelegenheit verursacht.“

„Danken Sie der Frau Prinzessin, kehren Sie an Ihren Platz zurück, und schreiben Sie fort,“ sagte der Pater von Aigrigny zu Rodin mit einem Tone geringschätzigen Mitleidens, und zeigte ihm mit einem gebieterischen Finger den Tisch.

Der Socius, völlig gleichgültig gegen diesen neuen Befehl, näherte sich dem Kamine, dem er den Rücken wendete, richtete seinen gekrümmten Rücken auf, pflanzte sich auf seine Beine hin, stieß den Teppich mit dem Absatze seiner dicken, ölgetränkten Schuhe, kreuzte die Hände hinter den Schößen seines alten, schmierigen Oberrockes, und schaute, den Kopf erhebend, den Pater von Aigrigny starr an.

Der Socius hatte nicht ein Wort gesagt; aber seine gräßlichen, eben leicht gerötheten Züge, offenbarten plötzlich ein solches Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit, eine so souveräne Verachtung des Paters von

Aigrigny, eine so ruhige, und so zu sagen so heitere Kühnheit, daß der hochwürdige Pater und die Prinzessin verwirrt da standen. Sie fühlten sich sonderbar beherrscht und imponirt von diesem alten, kleinen, so häßlichen und so schmutzigen Manne.

Der Pater von Aigrigny kannte zu gut die Gebräuche seiner Gesellschaft, um seinen demüthigen Sekretär für fähig zu halten, plötzlich, ohne Grund, oder vielmehr ohne ein bestimmtes Recht, diese Miene allgemeiner Ueberlegenheit anzunehmen; sehr spät, zu spät sah der hochwürdige Pater ein, daß dieser Untergebene wohl ein Spion und eine Art gewiegten Hülfsmannes seyn konnte, der, nach der Verfassung des Ordens, Macht und Auftrag hatte, in gewissen dringenden Fällen, den unfähigen Agenten abzusetzen und provisorisch zu ersetzen, bei dem man ihn vorläufig als Ueberwacher anstellte.

Der hochwürdige Pater irrte sich nicht; vom General bis zu den Provinzalien, bis zu den Rectoren der Collegien, haben alle höheren Mitglieder der Gesellschaft, um sich, oft heimlich, wider ihr Wissen, bei den, dem Anscheine nach unbedeutendsten Verrichtungen, Männer, sehr fähig, in einem gegebenen Momente ihre Dienstleistungen zu vollziehen, und die zu diesem Zwecke unaufhörlich und unmittelbar mit Rom correspondiren.

Von dem Augenblicke an, wo Rodin diese Stellung angenommen hatte, änderten sich die gewöhnlich hochmüthigen Manieren des Paters von Aigrigny also-

gleich; obwohl es ihm viel kostete, sagte er zu ihm mit einem Stocken voll Willfährigkeit: „Sie haben ohne Zweifel Vollmacht, mir zu befehlen, mir, der ich bisher Ihnen befohlen habe?“

Rodin, ohne zu antworten, zog aus seiner schmierigen und vergriffenen Brieftasche ein auf zwei Seiten gestempeltes Papier, auf welchem einige Zeilen lateinisch geschrieben standen.“

Nachdem der Pater von Aigrigny sie gelesen hatte, näherte er dieses Papier auf eine ehrerbietig, religiöse Weise seinen Lippen, dann reichte er es Rodin, sich tief vor ihm verbeugend.

Als der Pater von Aigrigny den Kopf erhob, war er purpurroth vor Aerger und Scham; ungeachtet seiner Gewohnheit des passiven Gehorsams und unwandelbaren Ehrerbietung gegen den Willen des Ordens, empfand er doch einen bittern, einen heftigen Zorn, sich so barsch aus dem Besitze gesetzt zu sehen. Dieß war noch nicht Alles. Obwohl seit sehr langer Zeit jedes galante Verhältniß zwischen ihm und Frau von Saint-Dizier aufgehört hatte, war diese für ihn deßwegen nicht minder eine Frau, und eine demüthigende Niederlage vor einer Frau erleiden, war ihm doppelt peinlich; denn trotz seines Eintrittes in den Orden, hatte er den Weltmann nicht völlig ausgezogen.

Noch mehr, die Prinzessin, anstatt über diese plötzliche Verwandlung des Obern in einen Untergebenen, und des Untergebenen in einen Obern, bekümmert, auf-

gebracht zu seyn, blickte sie Rodin mit einer Art von Neugier, vermischt mit Theilnahme, an. Als Frau, und als eine sehr ehrsüchtige Frau, bemüht, sich allen großen Einflüßen beizugesellen, liebte die Prinzessin diese Arten von Contrasten; sie fand es mit Recht sonderbar und interessant, diesen Mann, fast in Lumpen, armselig und von gemeiner Häßlichkeit, vor Kurzem noch der demüthigste Untergebene, mit dem ganzen Gewichte der Intelligenz, die man ihm nothwendig zugestand, den Pater von Aigrigny beherrschen zu sehen, den großen Herrn durch seine Geburt, durch die Eleganz seiner Manieren, und erst kürzlich noch ein so angesehenes Mitglied seiner Gesellschaft. Von diesem Augenblicke an löschte Rodin, als wichtige Person, den Pater von Aigrigny im Geiste der Prinzessin völlig aus.

Nach der ersten Bewegung der Demüthigung, bot der hochwürdige Pater von Aigrigny, obgleich mit schwer verletztem Hochmuthe, seine ganze Eigenliebe dagegen auf, seine ganze Lebensart eines feingebildeten Mannes, die Höflichkeit gegen Rodin zu verdoppeln, der durch eine so plötzliche Glückswendung sein Oberer geworden war. Aber der Exsocius, unfähig, diese zarten Aufmerksamkeiten zu würdigen, oder vielmehr zu erkennen, setzte sich in seiner neuen Stellung viereckig, brutal und gebieterisch fest, nicht durch eine Gegenwirkung verwundeten Stolzes, sondern durch das Bewußtseyn seines Werthes; eine lange Geschäftsführung des

Paters von Aigrigny hatte ihm dessen untergeordnete Fähigkeit dargethan.

„Sie haben die Feder weggeworfen," sagte der Pater von Aigrigny zu Rodin mit der äußersten Nachgiebigkeit, „als ich Ihnen diese Note nach Rom diciirte; möchten Sie die Güte haben, mich zu belehren; worin ich übel gethan habe."

„Alsogleich," erwiederte Rodin mit seiner spitzigen und einschneidenden Stimme; „während einer langen Zeit, obgleich diese Angelegenheit mir Ihre Kräfte zu übersteigen schien, hab' ich mich enthalten, und doch welche Fehler! welche arme Erfindung."

„War der günstige Erfolg ohne dieses Kodizill nicht gewiß? Haben Sie nicht selbst dazu beigetragen, zu diesen Maßregeln, die Sie jetzt tadeln?"

„Sie geboten damals, und ich gehorchte; Sie waren übrigens auf dem Punkte des Gelingens, nicht durch die Mittel, deren Sie sich bedient haben, sondern trotz dieser Mittel, einer empörenden Ungeschicklichkeit und Rohheit."

„Mein Herr! Sie sind streng," sagte der Pater von Aigrigny.

„Ich bin gerecht. Bedarf es denn Wunder der Geschicklichkeit, um Jemand in ein Zimmer einzuschliessen, und dann die Thüre doppelt abzusperren? He? Nun denn! Haben Sie etwas Anderes gethan? Nein, gewiß! Die Töchter des Generals Simon? in Leipzig in das Gefängniß gesetzt; in Paris in's Kloster ge-

sperrt; Adriane von Cardoville; eingeschlossen; Couche-tout-Nud? im Gefängniße. Djalma? ein Schlaftrunk. Ein einziges sinnreiches Mittel, und tausendmal sicherer, weil es moralisch und nicht materiell wirkte, ist angewendet worden, um Herrn Hardy zu entfernen.

„Was Ihre übrigen Verfahrungsarten betrifft, gehen Sie doch! schlecht, unsicher, gefährlich. Warum? weil sie gewaltsam waren, und weil man der Gewalt die Gewalt entgegensetzt; das ist dann nicht mehr ein Kampf von schlauen, gewandten, hartnäckigen Männern, im Finstern sehend, worin sie immer wandeln, es ist eine Balgerei zwischen Austrägern am hellen Tage.

„Wie? Wenn auch unaufhörlich wirksam, müssen wir vor Allem uns zurückziehen, verschwinden, und Sie finden nichts Klügeres, als durch erbärmliche Mittel der Derbheit und des Lärmmachens, die Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen. Zu noch größerer Geheimhaltung ist es die Wache, ist es der Polizeicommissär, sind es die Kerkermeister, die Sie zu Mitschuldigen nehmen. Dieß erregt Erbarmen, mein Herr. Nur wegen eines günstigen Erfolges konnte man Ihnen diese Armseligkeiten verzeihen!! und diesen Erfolg haben Sie nicht erreicht."

„Mein Herr!" erwiederte der Pater von Aigrigny, empfindlich verletzt; denn Frau von Saint-Dizier, welche eine Art von Bewunderung nicht verhehlen konnte, die ihr Rodin's klare und entschiedene Sprache verursachte, schaute ihren ehemaligen Geliebten mit einer Miene an,

welche zu sagen schien: er hat recht; „mein Herr, Sie sind mehr als streng in Ihrem Urtheile, und ungeachtet der Nachgiebigkeit, die ich Ihnen schulde, muß ich Ihnen sagen, daß ich nicht gewohnt bin . . .“

„Es giebt wohl noch andere Dinge, meiner Treu! die Sie nicht gewohnt sind,“ entgegnete Rodin hart, den hochwürdigen Pater unterbrechend; „aber Sie werden sich daran gewöhnen. Sie haben sich bisher eine falsche Vorstellung von Ihrem Werthe gemacht; es liegt in Ihnen ein alter Haudegen- und Weltmenschsauerteig, der immer gährt, und Ihrem Verstande die Kaltblütigkeit, die Helle, das Durchdringende raubt, welches er haben soll; Sie sind ein guter Militär gewesen, munter und einnehmend; Sie sind Kriegen nachgelaufen, Festen, Vergnügungen, Frauen. Diese Dinge haben Sie zur Hälfte abgenützt. Sie werden nun nie etwas Anderes seyn, als ein Untergebener; Sie sind gerichtet. Immer wird Ihnen jene Kraft fehlen, jene Zusammendrängung des Geistes in Einen Mittelpunkt, der die Menschen und die Ereignisse beherrscht. Diese Kraft, diese Zusammendrängung des Geistes in Einen Mittelpunkt, wenn ich sie habe, und ich, ich habe sie, wissen Sie warum? Weil ich einzig nur dem Dienste der Gesellschaft hingegeben, immer häßlich gewesen bin, unsauber und jungherrlich; ja, jungherrlich, meine ganze Mannheit ist da.“

Indem Rodin diese Worte mit stolzem Cynismus sprach, war er erschreckend.

Die Prinzessin von Saint-Dizier fand ihn fast schön ob seiner Kühnheit und Energie.

Der Pater von Aigrigny, welcher sich von diesem teuflischen Wesen auf eine unüberwindliche, unerbittliche Weise beherrscht fühlte, wollte eine letzte Anstrengung der Empörung versuchen, und rief aus: „Ei, mein Herr, diese Großsprechereien sind keine Beweise von Kraft und Macht; am Werke wird man Sie erkennen."

„Man wird mich daran erkennen," erwiederte Rodin kaltblütig, „und wissen Sie, an welchem Werke? (Rodin liebte diese fragende Formel besonders); „an jenem, das Sie so feige aufgeben."

„Was sagen Sie?" rief die Prinzessin von Saint-Dizier aus; denn der Pater von Aigrigny, verblüfft von Rodin's Kühnheit, fand kein Wort.

„Ich sage," versetzte Rodin langsam, „ich sage, daß ich es auf mich nehme, die Angelegenheit der Erbschaft Rennepont, welche Sie für hoffnungslos halten, gelingen zu machen."

„Sie?" rief der Pater von Aigrigny aus, „Sie?"

„Ich."

„Aber man wird Ihr Verfahren entlarven."

„Desto besser; man wird genöthiget seyn, ein geschickteres zu erfinden."

„Aber man wird Ihnen mißtrauen."

„Desto besser; die schwierigen Erfolge sind die sichersten."

„Wie! Sie hoffen, Gabriel zu bewegen, seine Schen-

kung nicht zu widerrufen, die übrigens vielleicht an Gesetzwidrigkeit leidet?"

„Ich werde in die Kassen der Gesellschaft die 212 Millionen bringen, um die man sie prellen will. Ist dieß klar?"

„Das ist eben so klar als unmöglich."

„Und ich sage Ihnen, ich, daß dieß möglich ist, und daß es möglich seyn muß, verstehen Sie? Aber begreifen Sie denn nicht, Sie kurzsichtiger Geist," rief Rodin aus, sich so sehr ereifernd, daß sein leichenhaftes Gesicht sich leicht röthete, „begreifen Sie denn nicht, daß jetzt nicht mehr zu erwägen ist: entweder werden die 212 Millionen unser seyn, und dann wird dieß die gesicherte Wiederherstellung unsers souveränen Einflusses in Frankreich seyn; denn, mit solchen Summen, bei der herrschenden Feilheit, kauft man eine Regierung, und wenn sie zu theuer oder ungefügig ist, entflammt man den Bürgerkrieg, man stürzt sie und stellt die Legitimität wieder her, welche nach Allem unsere wahre Mitte ist, und, uns vor Allem, uns, Alles Preis geben wird."

„Das ist offenbar," sagte die Prinzessin, vor Bewunderung die Hände faltend.

„Wenn dagegen," fuhr Rodin fort, „diese 212 Millionen in den Händen der Familie Rennepont bleiben, so ist dieß unser Ruin, unser Untergang; dieß hieße einen Stamm erbitterter, unversöhnlicher Feinde gründen. Haben Sie denn nicht die verfluchten Wünsche

dieses Rennepont hinsichtlich jener Association gehört, die er empfiehlt, und welche durch ein unerhörtes Mißgeschick sein verdammtes Geschlecht auf eine wunderbare Weise verwirklichen kann?

„Aber denken Sie nur an die unermeßlichen Kräfte, die sich dann um diese Millionen gruppiren würden; da ist der Marschall Simon, im Namen seiner Töchter handelnd, das heißt: der Mann des Volkes, zum Herzoge erhoben, ohne eitler zu werden, was seinen Einfluß auf die Massen sichert; denn der militärische Geist und der eingefleischte Bonapartismus, repräsentiren noch, in den Augen des Volkes, die Ueberlieferung der Ehre und des Nationalruhmes. Dann ist der François Hardy da, der freisinnige, unabhängige, aufgeklärte Bürger, das Vorbild eines großen Manufakturers, ein Freund des Fortschrittes und Wohlstandes der Handwerker! Dann dieser Gabriel, der gute Priester, wie sie sagen, der Apostel des ursprünglichen Evangeliums, der Repräsentant der Demokratie der Kirche, gegen die Aristokratie der Kirche, des armen Landpfarrers gegen den reichen Bischof, das heißt, in ihrem Kauderwälsch, der Arbeiter im heiligen Weinberge gegen den müßigen Despoten, der geborne Verbreiter aller Ideen von Brüderschaft, Emancipation und Fortschritt; wie sie gleichfalls sagen, und dieß nicht im Namen einer revolutionären, mordbrennerischen Politik, sondern im Namen Christi, im Namen einer Religion voll christlicher Liebe, Liebe und Frieden, um zu reden, wie s i e reden.

„Dann kommt Adriane von Cardoville, das Vorbild von Eleganz, Anmuth, Schönheit, die Priesterin aller sinnlichen Empfindungen, welche sie durch Verfeinern und Ausbilden göttlich zu verehren behauptet. Ich sage Ihnen nichts von ihrem Geiste, von ihrer Kühnheit; Sie kennen sie nur zu gut. Daher kann uns nichts gefährlicher werden, als dieses Geschöpf, Patrizierin durch das Blut, mit einem Herzen für das Volk, Dichterin durch die Einbildungskraft.

„Endlich dieser Prinz Djalma, ritterlich, kühn, zu Allem bereit, weil er von dem civilisirten Leben nichts weiß; unversöhnlich in seinem Hasse, wie in seiner Zuneigung, ein schreckliches Werkzeug für denjenigen, der sich seiner zu bedienen wissen wird.

„In dieser abscheulichen Familie ist nur noch dieser elende Couche-tout-Nud, welcher, isolirt, keine Kraft hat, aber geläutert, wieder aufgerichtet, neu geboren durch die Berührung dieser edelmüthigen, um sich greifenden Naturen, wie sie dieß nennen, einen bedeutenden Antheil an dem Einflusse dieser Gesellschaft, als Repräsentant des Handwerkers, haben kann.

„Glauben Sie nun, daß alle diese Leute da, schon erbittert gegen uns, weil, sagen sie, wir sie berauben wollten, die abscheulichen Rathschläge dieses Rennepont befolgen, und sie werden sie befolgen, ich stehe Ihnen gut dafür; glauben Sie, daß sie, wenn sie alle ihre Kräfte vereinigen, alle Wirksamkeit, über die sie im Besitze dieses ungeheuren Vermögens verfügen, das die

Macht verhundertfachen wird; glauben Sie, daß sie, wenn sie uns und unsern Grundsätzen einen erbitterten Krieg erklären, nicht die gefährlichsten Feinde seyn werden, die wir jemals gehabt haben? Aber ich sage Ihnen, ich, daß die Gesellschaft nie ernstlicher bedroht gewesen sey; ja, es ist nun für sie eine Frage um Leben oder Tod; es handelt sich jetzt nicht mehr darum, sich zu vertheidigen, sondern anzugreifen, um zur Vernichtung dieses verfluchten Geschlechtes von Rennepont, und zum Besitze dieser Millionen zu gelangen."

Bei dieser Schilderung, von Rodin mit einer fieberhaften, um so einflußreicheren Beseelung vorgetragen, weil sie seltener war, schauten sich die Prinzessin und der Pater von Aigrigny bestürzt an.

„Ich gesteh' es," sagte der hochwürdige Pater zu Rodin, „ich hatte nicht an alle die gefährlichen Folgen dieser von Herrn von Rennepont empfohlenen Association zum Guten gedacht; ich glaube, daß seine Erben wirklich, nach der Kenntniß, die wir von ihrem Character haben, sich's werden sehr angelegen seyn lassen, dieses Utopien zu verwirklichen. Die Gefahr ist sehr groß, sehr drohend; aber, um sie zu beschwören, was thun?"

„Wie, mein Herr? Sie haben auf unwissende, heroische und exaltirte Naturen zu wirken, wie Djalma; auf sinnliche und überspannte, wie Adriane von Cardoville; auf naive und treuherzige, wie Rose und Blanche Simon; auf loyale und freimüthige, wie François

Hardy; auf engelgleiche und reine, wie Gabriel; auf rohe und dumme, wie Couche-tout-Nud, und Sie fragen: Was thun?"

„Wahrhaftig, ich verstehe Sie nicht," sagte der Pater von Aigrigny.

„Ich glaub' es wohl, Ihr früheres Benehmen in allem dem, beweiset es mir zur Genüge," erwiederte Rodin geringschätzig; „Sie haben zu rohen materiellen Mitteln Ihre Zuflucht genommen, anstatt auf edle, hochherzige, erhabene Leidenschaften zu wirken, welche, eines Tages vereinigt, einen furchtbaren Bündel bilden werden; aber die, jetzt getheilt, isolirt, allen Listen, allen Verführungen, allen Verlockungen, allen Angriffen, Blössen bieten werden! Begreifen Sie endlich? Nein, noch nicht?" Und Rodin zuckte die Achseln. „Sagen Sie, stirbt man aus Verzweiflung?"

„Ja."

Kann die Dankbarkeit glücklicher Liebe bis an die äussersten Grenzen der wahnsinnigsten Hochherzigkeit gehen?"

„Ja."

„Giebt es nicht so schreckliche Täuschungen, daß der Selbstmord die einzige Zuflucht gegen gräßliche Wirklichkeit ist?"

„Ja."

„Kann das Uebermaß sinnlicher Genüsse uns in langsamem und wollüstigen Todeskampfe in das Grab stürzen?"

„Ja."

„Giebt es im Leben so entsetzliche Verhältnisse, daß die weltlichsten, die festesten, oder die verruchtesten Charactere, sich blindlings, gebrochen, vernichtet, in die Arme der Religion stürzen, und die größten Güter dieser Welt für das Bußkleid, das Gebet und die Entrückung der Seele hingeben?"

„Ja."

„Giebt es endlich nicht tausend Umstände, unter denen die Gegenwirkung der Leidenschaften die außerordentlichsten Umgestaltungen, die traurigsten Entwicklungen ein Daseyn des Mannes oder der Frau herbeiführen?"

„Ohne Zweifel."

„Wohlan, wozu mich fragen: was thun? Und was würden Sie sagen, wenn, zum Beispiele, die gefährlichsten Mitglieder dieser Familie Rennepont vor drei Monaten kommen, und auf den Knien um die Gunst bitten würden: in diese Gesellschaft zu treten, die sie verabscheuen, und von der sich Gabriel heute getrennt hat?"

„Eine solche Bekehrung ist unmöglich," rief der Pater von Aigrigny aus.

„Unmöglich! Und was waren denn Sie vor fünfzehn Jahren, mein Herr?" sagte Rodin, „ein Weltmensch, ein Gottloser, ein Lüstling, und Sie sind zu uns gekommen, und Ihr Vermögen ist das unserige geworden. Wie! wir haben Fürsten, Könige, Päpste

gebändiget; wir haben in unsere Einheit herrliche Talente verschlungen und ausgelöscht, die, außerhalb uns, mit zu großer Helle leuchteten; wir haben fast die beiden Welten beherrscht; wir haben uns lebenskräftig, reich und furchtbar inmitten aller Arten von Haß und Aechtungen bis auf unsere Zeit erhalten, und wir sollten eine Familie nicht bezwingen, die uns so gefährlich bedroht, und deren, unserer Gesellschaft entzogenes Vermögen, für uns eine Hauptnothwendigkeit ist? Wie! wir sollten nicht gewandt genug seyn, um diesen Erfolg ohne ungeschickte Gewaltthätigkeiten, ohne compromittirende Verbrechen zu erreichen? Sie kennen also nicht die unermeßlichen Hülfsmittel wechselseitiger oder theilweiser Vernichtung, welche das Spiel geschickt angefädelter, einander entgegengestellter, gehinderter, entfesselter, aufgestachelter menschlicher Leidenschaften darbieten kann, und vorzüglich wenn vielleicht mittelst eines allmächtigen Bundesgenossen," fügte Rodin mit seltsamem Lächeln bei, „diese Leidenschaften an Gluth und Heftigkeit sich verdoppeln können."

„Und dieser Bundesgenoß, wer ist er?" fragte der Pater von Aigrigny, der, wie die Prinzessin von Saint-Dizier, dabei eine Art schreckengemischter Bewunderung fühlte.

„Ja," fuhr Rodin fort, ohne dem hochwürdigen Pater zu antworten, „denn dieser furchtbare Bundesgenoß, wenn er uns zu Hülfe kommt, kann niederdonnernde Umgestaltungen herbeiführen, die Unbezähmbar-

sten kleinmüthig, die Gottlosesten gläubig, grimmig, die Engelgleichesten machen."

„Aber dieser Bundesgenoß," rief die Prinzessin aus, von einem dunklen Schrecken gepreßt, „dieser so mächtige, so furchtbare Bundesgenoß, wer ist er?"

„Wenn er endlich ankommt," nahm Rodin wieder das Wort, immer unempfindsam und erdfahl, „werden die Jüngsten, die Kräftigsten zu jeder Minute des Tages in Lebensgefahr schweben, in so bevorstehender, wie ein Sterbender in seiner letzten Minute."

„Aber dieser Bundesgenoß," wiederholte der Pater von Aigrigny, immer erschreckter; denn je mehr Rodin dieses klägliche Gemälde verdüsterte, desto leichenhafter wurde sein Gesicht.

„Dieser Bundesgenoß endlich wird wohl Bevölkerungen decimiren, in dem Leichentuche, das er hinter sich nachschleppt, eine ganze verfluchte Familie forttragen können; aber er wird gezwungen seyn, das Leben dieses großen, unwandelbaren Körpers zu achten, den der Tod seiner Glieder niemals schwächt, weil sein Geist, der Geist der Gesellschaft Jesu, unvergänglich ist."

„Nun! dieser Bundesgenoß?"

„Wohlan! dieser Bundesgenoß," versetzte Rodin, „dieser Bundesgenoß, der sich nähert, sich nähert mit langsamen Schritten, und dessen schreckliches Kommen überall verbreitete, traurige Vorgefühle verkünden"

„Ist . . ."

„Die Cholera."

Bei diesem von Rodin mit kurzer und zischender Stimme ausgesprochenem Worte, erblaßten und schauderten die Prinzessin und der Pater von Aigrigny. Rodin's Blick war düster, eisig; man hätte ihn für ein Gespenst gehalten.

Während einiger Augenblicke herrschte Grabesstille im Saale.

Rodin unterbrach sie zuerst. Immer unempfindsam, wies er dem Pater von Aigrigny mit einer gebieterischen Geberde den Tisch, an welchem einige Minuten früher er, Rodin, bescheiden gesessen, und sagte zu ihm mit kurzer Stimme:

„Schreiben Sie!!“

Der hochwürdige Pater schauderte Anfangs vor Bestürzung, dann sich erinnernd, daß er aus einem Oberen ein Untergebener geworden, stand er auf, verbeugte sich vor Rodin, als er an ihm vorüberging, setzte sich an den Tisch, nahm die Feder, und sagte, zu Rodin gewendet:

„Ich bin bereit.“

Rodin dictirte, was folgt, und der hochwürdige Pater schrieb:

„Durch den Unverstand des hochwürdigen Paters „von Aigrigny, ist die Erbschaftsangelegenheit von Ren„nepont heute ernstlich bloßgestellt worden. „Die Ver„lassenschaft belauft sich auf 212 Millionen. Ungeach„tet dieser Niederlage, glaubt man sich ausdrücklich ver„pflichten zu können, die Familie Rennepont außer

„Stand zu setzen, der Gesellschaft zu schaden, und be„sagter Gesellschaft die 212 Millionen wieder erstatten „zu lassen, die ihr gesetzlich gehören. Man verlangt „nur die vollständigsten und umfassendsten Vollmachten."

Eine Viertelstunde nach diesem Auftritte, verließ Rodin das Hôtel Saint-Dizier, mit dem Elbogen seinen alten schmierigen Hut bürstend, den er abzog, um einen Gruß des Portiers mit einer tiefen Verbeugung zu erwiedern.

Ende des fünften Theiles.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Der ewige Jude

Bd.: 5

Augsburg 1844

P.o.gall. 303 s-4,5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088983-0